1,70 DM / Band 475
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Meine Totenbraut

John Sinclair Nr. 475

von Jason Dark

erschienen am 11.08.1987

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Meine Totenbraut

Die schlanken Finger der Frau strichen sanft über die Wangen des Mannes. »Du kannst alles von mir haben, Hector de Valois - alles!«

Er lächelte und hob die Schultern. »Nein, meine Liebe, ich möchte es nicht.« Mit diesen Worten wandte er sich ab.

»Ist sie der Grund?«

Er nickte.

»Gut«, flüsterte die Frau eifersüchtig, und fast drohend streckte sie den rechten Arm aus. »Vergiß eines nicht, mein Freund. Niemand weist Diablita zurück, auch du nicht...«

»Ja«, sagte Suko und bewegte den Kopf vor und zurück. »Da sieht man wieder, wie erholsam ein Job bei Scotland Yard sein kann. Braungebrannt, so richtig in Form, natürlich bereit zu neuen Schandtaten. Stimmt es, oder habe ich recht?«

»Beides.«

Nach dieser »Begrüßung« fielen wir uns in die Arme. Suko war zum Flughafen gekommen, um Glenda und mich abzuholen. Der Inspektor hatte nicht gelogen. In der Tat sahen wir erholt aus. Die Schweizer Wintersonne hatte dafür gesorgt, allerdings erst, nachdem es mir gelungen war, die Hexe vom Gasterntal und ihren Helfer zu vernichten, einen gefährlichen Zombie, der bereits gemordet hatte.

Vier Tage hatten wir nach getaner Arbeit Urlaub genossen, und die waren erfüllt gewesen mit langen Spaziergängen und einigen Skilanglauf-Versuchen. Und gefeiert hatten wir, denn in Kandersteg hatte ich inzwischen Freunde gefunden.

London hatte ich bereits telefonisch über meinen Erfolg verständigt, so daß Suko bei unserer Ankunft keine großen Fragen zu stellen brauchte. Die Maschine aus Zürich war am späten Nachmittag gelandet, ins Büro wollte ich nicht mehr gehen, aber ich hatte Durst bekommen und fragte meine Freunde, ob sie etwas trinken wollten.

Glenda war dafür, Suko auch, und so suchten wir uns ein kleines Restaurant aus, chic eingerichtet mit viel Messing und Mahagoni. Man konnte italienisch essen, aber keinem von uns stand der Sinn nach einer schnellen Pizza.

»Kaffee, stark«, sagte Glenda und streckte die Beine aus, bevor sie die Arme hochreckte und die Hände hinter den Kopf verschränkte. »Ich brauche einen doppelten Espresso.«

»Und du, Suko?«

»Mineralwasser.«

»Dann bin ich wieder der einzige unter uns, der fremdgeht«, erklärte ich und bestellte einen Rotwein. Sukos Blicke trafen einmal Glenda, dann mich, und er schüttelte einige Male den Kopf, wobei ein Lächeln, über seine Lippen glitt.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

»Seid mir nicht böse, aber ihr kommt mir vor, als wärt ihr noch gar nicht richtig auf der Welt.«

»So kann es sein«, erwiderte Glenda. Ihre Augen besaßen einen träumerischen Ausdruck. »Ich habe noch immer das Gefühl, in der Wintersonne zu sitzen und gegen die schneebedeckten Berge zu schauen. Es war einfach zu schön, ein herrliches Erlebnis. Ich hätte noch bleiben können. Leider waren die Zimmer wieder vergeben, aber diese Tage werde ich so leicht nicht vergessen.«

»Und ich mußte hier in London hocken«, beschwerte sich Suko.

Glenda strich schnell über seine rechte Wange. »Du tust mir direkt

leid, mein Armer.«

»Lüge. Ich sehe dir an, Mädchen, daß du lügst.«

»John, muß ich mir das Gefallen lassen?«

»Im Prinzip nicht«, sagte ich lächelnd. »Aber er hat ja recht.«

»Ihr Männer haltet immer zusammen.« Glenda zog den Reißverschluß ihrer dreiviertellangen Winterjacke nach unten und fragte gleichzeitig: »Was ist eigentlich mit unserem Gepäck?«

»Dafür wird gesorgt.«

»Hast du das angeordnet, John?«

»Ja, mittlerweile kennt man mich hier. Wir brauchen es später nur mehr in den Wagen zu laden.«

Ein Ober brachte die bestellten Getränke. Er hatte für jeden von uns ein paar freundliche Worte und bewegte sich wie ein Tänzer, als er die Dinge vor uns auf die runde Tischplatte stellte.

Suko formulierte den Trinkspruch. »Dann heiße ich euch in der Heimat willkommen, Freunde.«

Ich mußte grinsen. »Du tust gerade so, als wären wir ein Jahr London fern geblieben.«

»Ich freue mich eben, wenn die Menschen, die mir etwas bedeuten, gesund zurückkehren.«

»Genau, John«, sagte Glenda. »Daran solltest du dir auch mal ein Beispiel nehmen. Ich finde es toll, daß sich auch in der heutigen Zeit noch Menschen um andere Menschen Sorgen machen, wo es doch immer heißt, daß die Welt so kalt und gefühllos sei.«

»Na denn, Cheerio.«

Der Wein schmeckte mittelprächtig. Er war mir ein wenig zu »dünn«. Auf dem Metallstuhl drehte ich mich herum, so daß ich zur Theke sehen konnte. Dort standen die Gäste dicht nebeneinander und tranken ihren Kaffee oder nahmen einen Longdrink. Sie wirkten alle ein wenig in Hast und Eile.

Viele schauten auf die Uhr, doch ich ließ mein Inneres allmählich ausklingen.

Bisher war ein Thema vermieden worden, das ich jedoch nicht vergessen hatte und anschnitt. »Suko, was hat es Neues gegeben in der Zeit, in der wir in der Schweiz waren?«

»Kaum etwas.«

»Wieso kaum?«

»Es gab da eine Sache mit einem Rundfunkmann, der angeblich vom Teufel besessen war. Ich habe mich um den Knaben gekümmert und fand ihn nur noch tot.«

»Selbstmord?« fragte Glenda.

»Ja. Wie kommst du darauf?«

»Nur so. War gewissermaßen eine Eingebung.«

Suko nickte. »Er hatte sich tatsächlich umgebracht. Sich selbst mit

einem schwarzen Tuch erwürgt. Er lag in seiner Wohnung vor einem Teufelsaltar. Es war kein angenehmes Bild.«

»Gab es Hintergründe?« fragte ich. »Hast du nachgeforscht?«

»Ja, aber nichts herausgefunden. Der Mann gehörte wohl keiner Gruppe an. Er war allein.«

»Sollen wir trotzdem am Ball bleiben, oder siehst du den Fall als abgeschlossen an?«

»Er ist vorbei.«

Wenn Suko das sagte, brauchte ich mich nicht in die Sache einschalten. Ich zündete mir eine Zigarette an. »Und sonst war nichts, was aus dem Rahmen fiel?«

»Doch.«

Glenda und ich schraken zusammen, als wir die knappe Antwort des Inspektors hörten. Als Suko unsere gespannten Haltungen und erwartungsvollen Gesichter sah, begann er zu lachen und winkte ab. »Nein, so spannend ist es nicht, Freunde. Nur ungewöhnlich. Es geht auch eigentlich nur John etwas an.«

»Rück schon heraus mit der Sprache!«

»Ich habe des öfteren Anrufe für dich bekommen.«

»So?« Ich hob die Schultern. »Von wem denn?«

»Von einer Frau.«

Ich kannte meinen Freund. »Wenn du so sprichst, Suko, weißt du nicht, wer mich sprechen wollte.«

»Richtig. Sie hat ihren Namen nie sagen wollen, obwohl ich sie des öfteren danach fragte. Ist ja verständlich. Immer wieder lehnte sie es ab, so daß ich schon sauer wurde.«

»Hat sie dich wirklich nicht mit Informationen versorgt?«

»Nur ein wenig. Sie sprach davon, daß sie ihren Geliebten suchen würde. Und sie ihn nun gefunden hätte.«

Mein Lächeln erstarrte zur Grimasse. Mit dem Zeigefinger deutete ich auf meine Brust. »Und dieser Geliebte soll ich sein?«

»So hörte es sich jedenfalls an. Du kannst es drehen und wenden, John, ich weiß es auch nicht. Ich fragte natürlich nach. Glaube nur nicht, daß ich eine Antwort bekam. Diese Anruferin suchte ihren Geliebten. Mehr kann ich dir nicht mitteilen.«

Glenda konnte sich ein Lachen nicht verbeißen. »John«, sagte sie und drohte mit dem Zeigefinger.

»Ich wußte nicht, daß du so als Geliebter gefragt bist.«

»Ich auch nicht.«

»Nun ja«, meinte Suko mehr scherzhaft. »Wer von uns kennt schon den anderen genau?«

»Hör auf, Mensch! Sag mir lieber, ob du die Stimme erkannt hast? Hat sie jung geklungen, alt, neutral, oder war sie hoffnungsvoll?«

»Fremd.«

Ich trank noch einen Schluck Wein. »Wie fremd?«

»Fremd und anders, John. Ich habe sie noch nie zuvor gehört. Sie besaß einen Dialekt, wie ich meine. Mir kam es vor, als würde es ihr schwerfallen, die Worte zu formulieren. Als müßte sie erst noch nach ihnen suchen.«

»Keine Engländerin?«

»Nein.«

Ich überlegte, auch Glenda dachte nach und kam eher zu einem Entschluß. »Wie oft hast du Fälle allein angegangen, John? Es gab ja viele Frauen, die dir über den Weg gelaufen sind. Attraktive, weniger attraktive, vielleicht heimliche Verehrerinnen, und Frankreich hat dich ja auch in der letzten Zeit angezogen.«

»Wie kommst du darauf?«

»Weil Suko von einem fremden Dialekt sprach.«

»Die Frau hätte ebensogut Deutsche sein können…«

Suko hob die Hand. »Das nicht. Ich glaube, daß Glenda mit ihrer Vermutung richtig liegt. Diese Unbekannte sprach tatsächlich mit einem französischen Akzent.«

Glenda nahm die Tatsache noch immer von der amüsanten Seite. »John, was hast du in Frankreich oder Paris alles hinterlassen. Etwa gebrochene Herzen?«

»Kaum.«

»Es ist noch schlimmer, wenn man selbst nicht weiß, was man angerichtet hat.«

»Hör doch auf«, sagte ich, weil ich die Sache als ziemlich ernst ansah. »Da steckt etwas dahinter.«

»Meinst du?«

Suko hatte die Frage gestellt. Er bekam auch die Antwort. »Weshalb hätte mich sonst jemand anrufen sollen. Und nicht nur ein- oder zweimal. Jemand will oder wollte mich dringend sprechen. Wie sah es zeitmäßig aus? Wann erfolgten die Anrufe?«

»Immer tagsüber, nie in der Nacht. Sie erreichten mich stets im Büro, als hätte die Frau genau gewußt, wo sie dich finden konnte. Das ist schon außergewöhnlich.«

»Die Mühe bestimmt, die die Unbekannte sich gegeben hat. Jetzt bin ich ja gespannt, ob sie noch einmal anruft.«

»Wir können noch im Büro vorbeifahren, John. Ich habe einige Anrufe auf Band.«

»Das ist gut.«

»Bringt ihr mich zuvor nach Hause?« fragte Glenda.

»Klar.«

Den Ober brauchte ich nicht zu rufen, er kam von selbst, allerdings nicht, weil er kassieren wollte.

»Ist ein Mr. Sinclair unter Ihnen?«

»Ja, ich.«
Seine dunklen Augen schauten mich an, »Telefon für Sie, Mr. Sinclair. Bitte folgen Sie mir.«
Automatisch stand ich auf. Suko und Glenda sahen überrascht aus. »Vielleicht ist sie das«, sagte Glenda.
»Kann sein.«
Im Weggehen hörte ich Sukos Satz. »Woher sollte sie denn wissen, daß wir hier sind?«
»Weiß ich doch nicht.«
Das Telefon stand auf einem kleinen Brett hinter der Theke, neben dem Flaschenregal. Eine Schallschutzhaube schützte sie ein wenig vor neugierigen Ohren. Als ich den Hörer abhob, zitterten meine Finger ein wenig. Reiß dich zusammen, alter Junge! sagte ich mir selbst, um mich einen Atemzug später zu melden.
»Hallo - habe ich dich endlich bekommen?«
Ich gab zunächst keine Antwort und lauschte dem Klang der Stimme. Hatte ich sie bereits gehört?
Nein, mir fiel im Moment nichts ein. Aber Suko hatte sich nicht getäuscht. Die Stimme der mir unbekannten Frau besaß tatsächlich einen französischen Akzent. »Wer bist du?« erkundigte ich mich nach der kurzen Pause des Nachdenkens.
Sie lachte. »Deine Geliebte. Ich habe dich lange gesucht und dich endlich gefunden.«
»Wie lange?«
»Zu lange!« hörte ich die geheimnisvolle und flüsternd gesprochene Antwort.
»Okay«, sagte ich. »Du bist also meine Geliebte. Dazu muß ich dir sagen, daß ich mich leider nicht an dich erinnern kann. Könntest du mir nicht ein wenig auf die Sprünge helfen?«
»Wie redest du denn?«
Diesmal lachte ich. »Was heißt reden? Ich spreche normal, verstehst du das nicht?«
»Du warst sonst anders.«
Ich ging auf ihr Spiel ein. »Mag sein, aber jetzt reagiere ich eben so, wie ich es für richtig halte. Aber ich möchte endlich wissen, wer du bist.«
»Deine Braut!« hörte ich die Antwort. »Deine Totenbraut…«

***

Bevor ich noch etwas erwidern konnte, hatte sie schon eingehängt. Ich starrte auf den Apparat und spürte den leichten Schauder auf meinem Rücken.
Totenbraut, hatte sie gesagt!
Meine Güte, wie kam sie dazu? Eine Totenbraut war etwas

Unheimliches, sie mußte ein Wesen sein, das zwischen dem Diesseits und dem Jenseits existierte.

War sie tot? Existierte sie noch als Geist oder als Zombie, als lebende Tote?

Viele Fragen, keine Antwort. Die Unbekannte hatte es nur geschafft, mich zu verunsichern. Viel schlauer als vor dem Anruf war ich jetzt auch nicht. Im Gegenteil, dieses Gespräch hatte mich doch sehr verunsichert. Ich legte den Hörer auf und drehte mich unter der Haube weg. Als ich zu meinen Freunden zurückkehrte, kam ich mir vor wie jemand, der eine Zeitreise hinter sich hatte und nicht begriff, daß er inzwischen wieder in der Gegenwart gelandet war. Automatisch ging ich zum Tisch, wo mich Glenda und Suko erwarteten und mich fragend anschauten.

»Was ist mit dir, John?« Glendas Stimme klang besorgt.

Ich gab keine Antwort, rückte den Stuhl zurecht und setzte mich. Das Kinn stützte ich auf eine Handfläche, während mein Blick ins Leere glitt, obwohl es aussah, als würde ich Suko anschauen.

»Ja«, sagte ich, »sie rief mich an.«

»Kennst du sie?« fragte Glenda.

»Nein.«

»Keine Erinnerung, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Außerdem hat sie es nicht für nötig gehalten, mir ihren Namen zu sagen.«

Suko drehte sein Glas zwischen den Händen. »Weshalb hat sie dich dann angerufen?«

Ich schaute zum Eingang, wo Gäste kamen und andere das Lokal verließen. »Sie hat mir ihren Namen zwar nicht gesagt, aber sie erklärte mir, wer sie ist.«

Da ich eine Pause einlegte, wurde Glenda ungeduldig. Sie faßte nach meinem Arm und schüttelte mich. »Wer ist sie denn nun, John?«

Bei der Antwort schaute ich Glenda direkt an. »Meine Totenbraut. Sie ist meine Totenbraut.«

Glenda ließ mich los. Erst dann erstarrte sie und blickte ungläubig. »Deine Totenbraut?« wiederholte sie flüsternd. »Aber das ist doch ein Witz. Nicht wahr, Suko, ein Witz?«

Glenda bekam von dem Inspektor keine Unterstützung. »Ich weiß nicht, ob John danach ist, Witze zu erzählen. Ich messe der Sache schon eine gewisse Bedeutung zu. Schließlich hat diese Unbekannte mit allen Mitteln versucht, John zu erreichen.«

Glenda verzog die Mundwinkel. »Aber eine Totenbraut. Tut mir leid, darunter kann ich mir nichts vorstellen.«

»Ich auch nicht«, sagte Suko.

Beide erwarteten von mir eine Erklärung, aber mir blieb nur das Heben der Schultern übrig. »Tut mir leid, ich kann euch und mir selbst

nicht weiterhelfen. Mir ist diese Stimme völlig unbekannt gewesen. Suko hatte recht. Ich habe ebenfalls einen französisch angehauchten Klangton aus ihren Worten hervorgehört.«

Suko nickte. »Wieder einmal Frankreich. Bald können wir die Zelte hier abbrechen und umziehen.«

»Dann wird sie möglicherweise etwas mit den Templern zu tun haben«, sagte Glenda.

»Damit rechne ich auch.«

»Könnte uns Abbé Bloch weiterhelfen, John?«

»Wenn ich mehr wüßte, ja. Aber ich kenne nicht einmal ihren Namen. Sie behauptete, eine Geliebte von mir gewesen zu sein. Genaue Angaben hat sie auch nicht gemacht. Das hätten Jahre oder Monate sein können.«

Glenda schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, so daß ihre kleine Tasse tanzte. »Ich begreife das nicht.« Sie hob die Schultern und breitete die Arme aus. »Ihr könnt mich für dumm oder nicht aufnahmefähig halten, aber eine Totenbraut ist für mich etwas so Abstraktes, daß ich, soll ich den Begriff näher definieren, das Wort einfach nur analysiere. Die Braut eines Toten. Nur bist du nicht tot, John. Du lebst, deshalb kannst du keine Totenbraut haben.«

»Stimmt!« sagte Suko.

Ich sah die Dinge etwas anders. »So reden wir, Freunde. Vielleicht hat die unbekannte Anruferin eine völlig andere Vorstellung vom Begriff Totenbraut.«

»Den sollte sie dir aber erklären, John«, sagte Glenda.

»Darauf warte ich. Meines Erachtens wird sie mich noch einmal anrufen. Jetzt hat sie mich neugierig gemacht, mich gewissermaßen gereizt und angetörnt. Der nächste Anruf könnte mehr Informationen bringen. Da werde ich mich auch anders verhalten.«

»Du willst ihn doch nicht abwarten?« sagte Suko.

»Nein, wir fahren nach Hause.«

»Soll ich mit dir kommen?« fragte Glenda.

Ich überlegte. »Wäre nicht schlecht.« Ich konnte mir ein Lächeln dabei nicht verkneifen.

Die dunkelhaarige Glenda wehrte sofort ab. »Keine Nachtischgedanken, John. Wenn wir zusammen den Abend und die Nacht verbringen, wirst du mir etwas über deine Geliebte erzählen. Außerdem müssen wir uns noch etwas für den Hunger mitnehmen. Wie ich dich kenne, John, hast du außer Bier bestimmt nichts Eßbares im Haus.«

»So ist es.«

Ich winkte den Ober herbei und beglich die Rechnung. Suko war mit einem Dienstwagen gekommen. Er und ich verstauten das Gepäck. Suko sagte dabei: »Auch Shao war einmal die Geliebte eines Dämons,

John.«

Ich schlug den Deckel zu. »Meinst du, daß ich als Geliebte eine Dämonin gehabt hätte?«

»Sogar als Braut.«

»Hör auf, Mensch!«

Glenda kam mit zwei Tüten bepackt zu uns. Sie nahm sie mit auf den Rücksitz.

Suko fuhr. Es dauerte ziemlich lange, bis wir unser Ziel erreicht hatten. London war mal wieder dicht. Die Stadt erstickte um diese Zeit im Verkehr. Nach der Kälte- und Eiswelle hatten die Leute wieder ihre Fahrzeuge hervorgeholt. Jetzt strömte warme Luft in die Stadt. Sie hatte Regen und Dunst mitgebracht und den hart gefrorenen Boden aufgetaut. Glatteisgefahr bestand nicht mehr.

Ich drehte den Kopf. »Was hast du denn Feines geholt?«

»Laß dich überraschen.«

Ich lachte leise. »Du weißt ja, Glenda, wir sind im Hotel verwöhnt worden. Einige Vorspeisen vom Wagen, das Hauptgericht und…«

»Das bekommst du nicht. Außerdem hast du sicherlich ein Kilo zugenommen.«

»Und du?«

»Darüber rede ich nicht.«

Suko lenkte den Wagen in die Tiefgarage, von der aus wir direkt mit dem Lift hochfahren konnten.

Wir nahmen Glendas Koffer auch mit zu mir in die Wohnung.

Es war alles so schrecklich normal. Nichts zeigte sich verändert. Bis auf den Staubfilm, der auf den Möbeln lag und Glenda ein Kopfschütteln abnötigte. »Hier müßte mal ordentlich sauber gemacht werden.«

»Bitte, fang an!«

»Das hättest du gerne, wie?« Sie nickte mir heftig zu und verschwand in der Küche.

Suko hatte sich gesetzt, schaute mich an und verzog die Mundwinkel zu einem Lächeln. »Wie fühlt man sich denn so, wenn man von seiner Geliebten oder Braut angerufen wird?«

»Bescheiden. Es war meine Totenbraut, vergiß das nicht.« Auch ich setzte mich.

»Hast du noch immer keine Erklärung?«

»Nein.«

»Aber es beunruhigt dich?«

Ich nickte. »Das kann man wohl sagen. Ich habe nachgedacht, vieles Revue passieren lassen, aber eine Totenbraut ist mir nicht in den Sinn gekommen. Ich kann mich wenigstens nicht daran erinnern, verstehst du?«

Suko nahm es mit Humor. »Du hast ja laut genug gesprochen. Für

einen Witz halte ich das nicht.«
»Ich auch nicht.«
»Warten wir also auf den nächsten Anruf.« Er schnupperte. »Aha, aus der Küche riecht es. Glenda braut etwas zusammen.«
Wir hörten ihre Stimme. »Ihr könnt schon den Tisch decken. Flache Teller und Bestecke.«
»Auch Gläser?« fragte ich.
»Ja, die für das Bier.«
Ich machte mich an die Arbeit und war kaum damit fertig, als Glenda erschien. »Pizza!« rief sie.
»Ist das nicht etwas Feines?«
»Und wie!« gab ich zurück. »Hoffentlich ist es kein Gummi- oder Wasserteig.«
»Keine Sorge, ich habe die beste genommen.«
Eine Minute später saßen wir am Eßtisch. Es war mir komisch. Zwar sah alles normal aus, dennoch wurde ich den Eindruck nicht los, eine fremde Person in der Umgebung zu haben.
Eine Person, die nicht sichtbar war, die ich aber fühlte, weil sie irgend etwas ausfüllte.
Glenda und Suko aßen. Ihnen schmeckte die Pizza. Ich schob mir nur kleine Bissen in den Mund.
»Was hast du, John?«
Ich schaute Glenda an. »Weiß ich auch nicht genau.«
»Deine Totenbraut?«
»Kann sein. Manchmal habe ich den Eindruck, als würde sie unsichtbar zwischen uns schweben.«
Glenda ließ das Besteck sinken und bekam eine Gänsehaut. »Was sagst du da?«
»Entschuldige, aber mir kommt es so vor.«
Sie schaute Suko an. »Was sagst du denn dazu?«
»Es ist Johns Fall.«
»Zum Glück!« Glenda tupfte mit einer Serviette einen Pizzakrümel von der Unterlippe. Sie wollte das Besteck wieder in die Hände nehmen, als sie plötzlich steif sitzenblieb und den Kopf schüttelte.
Dabei bewegte sie die Lippen, ohne jedoch etwas zu sagen.
»Was hast du?«
»Dreh dich mal um, John, dann kannst du es sehen.«
Ich tat es und bekam ebenfalls große Augen. Gleichzeitig wurde meine Vermutung bestätigt. Irgend jemand mußte sich im Raum befinden, denn der Hörer des Telefons schwang langsam in die Höhe, ohne daß er von einer sichtbaren Person berührt worden wäre.
»John, deine Totenbraut ist tatsächlich da«, flüsterte Glenda und bekam eine Gänsehaut.
Gleichzeitig verlosch das Licht!

***

Vergangenheit

Über den dunklen Mauern des wuchtigen Klosters stand der Mond wie ein rundes, gelbbleiches Auge. Ein fahler Wächter, fern der Erde, Angstmacher für die einen, Hoffnungsträger für die anderen, die ihn anbeteten und sich mit seiner Magie beschäftigten.

Aber das waren die wenigsten Menschen. Die überwiegende Zahl konnte nicht einmal lesen und schreiben, sie nahmen den Lauf der Gestirne als gegeben hin. Auch die Insassen des Klosters kümmerten sich darum nicht. Ihr Leben lief in geregelten Bahnen ab. Wer sich in diese Mauer als Nonne zurückzog, der entsagte der Welt mit all ihren Schwächen, Freuden und Entbehrungen.

Die Schatten eines Hanges fielen gegen die Mauern, als sollten diese gestreichelt werden. Das Mondlicht floß in das Tal hinein, unterhalb des Klosters und beleuchtete das schmale Band einer Überlandstraße.

Hinter den Mauern war es ruhig. Die Nonnen lagen längst in ihren karg eingerichteten Kammern, Licht brannte nur im Raum der Äbtissin, im Hauptgang und in der Kapelle.

Am Altar leuchtete das Ewige Licht. Eine winzige rote Flamme, nie verlöschend, geheimnisvoll leuchtend, das aus einer fernen Welt zu grüßen schien.

Die einsame Frauengestalt fiel in der Kapelle kaum auf. Die langen Schatten hüllten sie ein, als wollten sie die Betende beschützen. Sie kniete in der zweiten Reihe schon seit Stunden und störte sich nicht daran, daß die Betbank hart und unbequem war.

Die junge Nonne war in ihr Gebet versunken. Sie wußte auch, daß es eine entscheidende Nacht war, und sie hoffte, daß sie alles richtig gemacht hatte.

Noch konnte sie zurück und der Äbtissin sagen, daß sie für alle Zeiten die Geborgenheit der Klostermauern besitzen wollte, dann hätte das Wort Liebe für sie eine andere Bedeutung bekommen.

Doch sie hatte eine andere Liebe erlebt, eine herzliche, eine tiefe, eine Zuneigung und Liebe zu einem Mann.

Zwischen ihm und dem Kloster mußte sie sich entscheiden. Das fiel ihr so schwer.

Seit Stunden schon hielt sie sich in der Kapelle auf. Manchmal hatte sie ihren Blick gesenkt, schien in Trance zu versinken, bevor sie den Kopf wieder hob, zum Altar schaute und die dort stehende Marien-Statue ansah, die von zwei Kerzen flankiert und angeleuchtet wurde.

Das Licht war sehr weich. Die Flammen bewegten sich kaum, aber wenn sie zitterten und das Licht unruhiger wurde, kam es der Betenden vor, als würde die Figur anfangen zu leben.

Wieder hob die junge Novizin den Kopf. Ihre blassen Hände lagen auf der schmalen Betbank, die Finger waren zum Gebet geformt, die

dunkle Nonnentracht hüllte die Gestalt ein wie ein großer Mantel. Aus dem Ausschnitt der schmalen Haube schaute ein blasses Gesicht mit einer fast durchsichtig wirkenden Haut.

Es war das Antlitz einer jungen Frau. Rein, mit sehr schön geschwungenen Lippen und einem schmalen Kinn darunter. Ein wenig standen die Wangenknochen vor, die Pupillen waren ebenso dunkel wie die Haare, die sogar als Fransen in die Stirn eines von Liebreiz und Anmut gezeichneten Gesichts fielen.

Wieder bewegte die junge Novizin die Lippen. Eine flüsternde Frage drang aus ihrem Mund. »Gib mir Rat, Heilige Mutter Gottes. Ich weiß nicht, für wen und für welches Leben ich mich entscheiden soll? Bleibe ich hier, muß ich dir dienen und habe meine innerliche Freiheit. Gehe ich fort, bekomme ich zwar die äußerliche Freiheit, aber ich werde an einen Mann gebunden sein, dem ich dienen muß, wie es die alten Regeln vorschreiben, bis daß der Tod uns scheidet…«

Auch das letzte Wort zerfloß, so daß in die Kapelle wieder diese schon feierliche Stille einkehrte.

Die Frau horchte in sich hinein, als würde sie auf eine Antwort der Mutter Gottes warten.

Die aber schwieg.

Etwas störte die Betende. Es war ein schleifendes Geräusch. Sie kannte den Laut. Er entstand immer dann, wenn jemand die Kapellentür öffnete und den Raum betrat.

Durch die kleine Kirche wehte ein Luftzug und erreichte auch die beiden Kerzen, wo die Flammen sich bewegten und diesmal heftigere Muster über die Gestalt der Mutter Gottes warfen.

Die Novizin drehte sich nicht um. Sie lauschte nur auf den Klang der Schritte, die ihr bekannt waren und die sich ihr näherten. Neben ihr blieb die Person stehen.

Die Betende schielte ein wenig zur Seite und sah den Schatten auf dem Boden. Einen Moment später spürte sie die Berührung an der Schulter, die sie versteifen ließ.

»Wie geht es dir, Margaretha?« vernahm sie die besorgte Stimme der Äbtissin.

»Ich habe noch keine Antwort erhalten, Ehrwürdige Mutter«, flüsterte Margaretha.

Die Äbtissin, 40 Jahre älter, atmete schwer aus, als sie um die schmale Betbank herumging, um diese von der anderen Seite wieder zu betreten. Sie kniete sich neben die Novizin und faltete ebenfalls ihre Hände, aber nicht zum Gebet, denn ein Gespräch war in diesem Moment wichtiger.

»Wie tief ist deine Liebe, meine Tochter?«

»Sehr tief.«

»Zu ihr und zu ihm?«

»Ja, Ehrwürdige Mutter«, drang die flüsternde Antwort in den leeren Raum vor der Betbank. »Ich habe mich noch nicht entscheiden können.«

Margaretha vernahm das leise Lachen. Es besaß auch einen verständnisvollen Klang. »Damit hast du dich bereits entschieden, mein Kind, glaube es mir.«

Margaretha war überrascht. Sie schob den Stoff der Haube ein wenig zur Seite, damit sie in das Gesicht der Äbtissin sehen konnte. Es war ein gütiges Gesicht. Man sah ihm an, daß diese Frau für viele Dinge Verständnis hatte und nicht nur die strengen Regeln des Klosters kannte. »Wie soll ich das verstehen, Ehrwürdige Mutter?«

»Es ist sehr einfach. Allein deine Zweifel lassen mich wissen, daß du hier nicht so gut aufgehoben bist wie draußen, wo ein Mann auf dich wartet, der dir irgendwann einmal Kinder schenken wird. Wenn du bei uns bleibst, werden die Zweifel nie aufhören. Du wirst oft genug daran denken und dich fragen, ob du auch richtig gehandelt hast. Das ist nicht gut, es würde unsere Aufgabe stören, deshalb ist es besser, wenn du uns verläßt. Schreite hinaus in das Leben und gehe deinen Weg. Du brauchst keine Nacht länger zu bleiben, und die Heilige Jungfrau Maria wird deinen Entschluß verstehen. Du wirst ihr nie so dienen können, wie wir es uns vorgestellt haben.«

»Ist das wirklich Eure Meinung, Ehrwürdige Mutter?«

»So denke ich, mein Kind.«

Margaretha nickte. Dabei preßte sie ihre Hände vor das Gesicht. Auch die Äbtissin sollte ihre Tränen nicht sehen. Es waren Tränen des Abschieds. Sie würde noch in dieser Nacht die Geborgenheit des Klosters verlassen und hineintreten in das feindliche Leben, wie es oft genannt wurde.

Die junge Novizin spürte die Hand der Äbtissin auf ihrem Rücken. »Jeder Mensch braucht eine Zuflucht, meine Tochter, auch du. Deshalb verspreche ich dir, daß du stets in dieses Kloster zurückkehren kannst, wenn du draußen einmal nicht mehr zurechtkommst. Wir werden dich aufnehmen wie eine verlorene Tochter und dich gegen den Unbill der Menschen schützen. Die Zeiten sind hart, manchmal schrecklich. Sie erfordern den gesamten Mut der Menschen, sich zu behaupten. Du bist jung, du kannst noch viel lernen, und du wirst einen Mann bekommen, der dich sehr liebt, das weiß ich. Er hat es sich nicht nehmen lassen und dir eine Kutsche geschickt, die dich zu ihm bringen soll. Der Kutscher wird so lange warten, bis du das Kloster verlassen hast. Ich habe ihm bereits die Truhe mit deinen persönlichen Sachen anvertraut. Er wird sie verladen haben. Das hier ist ein Abschied.«

Margaretha senkte die Hände und schaute die Äbtissin mit ihrem verweinten Gesicht an. »Wie sich das anhört, Abschied«, flüsterte sie.

»Meine Freunde sind hier, ich zweifle plötzlich, ob mein Entschluß richtig gewesen ist.«

»Er war es, mein Kind, keine Sorge. Du hast getan, was du tun mußtest. Auch das Leben außerhalb der Klostermauern braucht starke Frauen. Werde stark, meine Tochter! Biete dem Leben die Stirn und verliere niemals deinen Glauben, der als dein Begleiter dir immer den Halt geben wird, den du im Leben brauchst.«

»Danke, Ehrwürdige Mutter.« Margaretha schluckte, bevor sie weitersprach. »Wartet der Kutscher wirklich auf mich?«

»Ja.«

»Dann muß ich jetzt gehen.«

»Das meine ich auch, mein Kind. Ich habe dir deine Kleidung schon zurechtgelegt. Geh in deine Kammer und ziehe dich um. Ich werde auf dich warten.«

»Danke.«

Margaretha erhob sich. Sie spürte den Druck, der einfach nicht weichen wollte, und sie spürte auch das Zittern ihrer Knie bei jedem Schritt, den sie ging. Margaretha schaute stur geradeaus. Sie wollte nicht mehr in die Bänke hineinsehen und auch nicht gegen die Fenster. Diese Kapelle hatte ihr stets einen Schutz gegeben, aber sie sah auch ein, daß sie nicht aus Überzeugung dem Orden hatte beitreten wollen. Ihr Kommen hatte mehr einer Flucht geglichen, einer Flucht vor einem Mann, in den sie sich verliebt hatte. Und dieser Mann, das hatte er ihr versprochen, würde sie auf Händen tragen.

Die Äbtissin ging hinter ihr. An der Tür hatte sie die Novizin erreicht, die ihre Finger in das kalte Weihwasser tauchte und ein Kreuzzeichen schlug, bevor sie die Kapelle endgültig verließ.

Beide Frauen betraten das stille Kloster. Nicht einmal das Ticken einer Uhr war zu hören, nur ihre Schritte warfen schwache Echos, obwohl beide versuchten, so leise wie möglich aufzutreten.

Der Gang, durch den sie schritten, war lang. In regelmäßigen Abständen erhoben sich, steif wie Arme, eiserne Ständer vom Boden, in denen armdicke, gelbweiße Kerzen steckten, die die Nacht über brannten und deren Feuer den Gang schwach erleuchtete.

An den Wänden waren die Schatten zu dunklen Gebilden erstarrt und bewegten sich erst, wenn die Flammen vom Luftzug der vorbeigehenden Frauen gestreift wurden.

Die Kammern der Nonnen lagen in einem anderen Trakt des Klosters. Eine breite Steintreppe führte zu ihnen hoch. Auch hier gaben brennende Kerzen das Licht ab, das auf die Stufen floß und dem harten Stein eine gewisse optische Weichheit gab.

Keine Nonne öffnete die Tür, als beide Frauen sich dem Ziel näherten. Rechts von ihnen unterbrachen kleine Rundbogenfenster das Mauerwerk, an der linken Seite lagen die zellenartigen Räume mit

ihren kargen Einrichtungen.

Keine Tür war verschlossen, auch die der Novizin nicht. Margaretha betrat den Raum. Es war nicht dunkel. Die Oberin hatte vor ihrem Treffen mit der Novizin ein kleines Öllicht angezündet. Die Kleidung lag wohlgeordnet über dem Stuhl.

Margaretha weinte, als sie sich ihrer Tracht entledigte. Das Ablegen war gleichzeitig ein Abschied, und sie streifte die Sachen über, die sie auch getragen hatte, als sie in das Kloster gekommen war.

Ein langes Unterkleid, ein dickeres darüber, dunkel in den Farben gehalten, und ihren umhangähnlichen Mantel, der bei raschen Schritten aufwehte wie eine große Flagge.

Sie strich durch ihr Haar, das sie hochgesteckt hatte, und löste es, so daß die schwarze Flut bis hinab auf ihre Schultern fiel, wo sie sich fächerartig ausbreitete.

Einen letzten Blick warf sie noch auf das Holzkreuz an der Wand. Es war sehr schlicht. Das Öllicht strahlte es von unten her an, so daß es sich deutlich von der Wand abhob.

Darunter stand die schmale Betbank, auf der Margaretha so oft gekniet hatte.

Hastig wandte sie sich um, der Mantel beschrieb dabei einen Halbkreis, als er aufklaffte, und ebenso ruckartig öffnete Margaretha die Tür.

Die Äbtissin hatte im Gang gewartet. »Hast du Abschied genommen?« fragte sie.

»Ja, das habe ich.«

»Dann werde ich dich noch nach draußen begleiten und dich zur Kutsche bringen.«

»Danke, Ehrwürdige Mutter.«

Schweigend schritten die beiden so unterschiedlichen Frauen nebeneinander her. Die Äbtissin gab der wesentlich jüngeren Person noch Ratschläge mit auf den Weg. »Mein Leben«, so sagte sie, »nähert sich allmählich dem Ende. Ich habe meine Erfüllung erhalten. Sorge du dafür, daß du im Alter das gleiche von dir behaupten kannst. Erst dann wirst du einsehen, was es bedeutet, Glück zu haben. Bleibe dem treu, auf das du eingeschworen bist. Widerstehe den Versuchungen, widerstehe dem Bösen, denn es lauert überall. Der Teufel beobachtet uns Menschen, er tritt an uns heran, nicht immer sofort zu erkennen, doch derjenige, der im Glauben gefestigt ist, braucht davor keine Angst zu haben.«

»Ich werde mich bemühen«, flüsterte Margaretha.

Die Äbtissin öffnete das Tor. Sie wies in die Kühle der Nacht, wo der Wind gegen die beiden Gestalten der Frauen fuhr und mit ihrer Kleidung spielte. »Schau auf den Weg, meine Tochter. So gerade, wie er unseren Garten durchschneidet, möge auch dein Leben verlaufen.

Und jetzt komm, sonst fällt dir der Abschied noch schwerer.«
Margaretha blieb stumm. Der Garten lag in der Dunkelheit. Wegen seiner Hanglage war er mühsam zu bestellen, aber die Frauen hatten es geschafft, ihn in ein kleines Paradies zu verwandeln, das ihnen Nahrung gab und auch die Muße bot, um auszuspannen.
Margarethas Gedanken kreisten um den Mann, der sie heiraten wollte. Er war ein besonderer Mensch und ebenfalls sehr fest in seinem Glauben, was für das Mädchen zählte.
Er würde ihr ein sorgenfreies Leben bieten, aber das allein wollte sie nicht annehmen. Sie hatte sich vorgenommen, etwas für die Armen zu tun und diese da zu unterstützen, wo es nötig war.
An der Rückseite schützten hohe Felsen das Kloster. An der Frontseite jedoch umgab die Mauer es wie ein gewaltiger Wall, und nur das breite Tor durchbrach sie.
»Die Äbtissin blieb stehen. Hier, meine Tochter, endet unser gemeinsamer Weg. Ich werde dir nichts mehr sagen, doch vergiß bitte nie meine Worte.«
Margaretha konnte plötzlich nicht mehr sprechen. Die Kehle saß ihr einfach zu. Das merkte die erfahrenere Frau, umarmte die andere und preßte sie fest an sich, bevor sie Margaretha durch eine schmale Seitenpforte nach draußen schob.
Die junge Frau ging nicht sofort den schmalen Trampelpfad hinab, der bleich im Mondlicht schimmerte, das ebenfalls über die wartende Kutsche am Rand des breiten Zufahrtsweges fiel und diese mit einem silbrigen Schein übergoß.
Es war ein prächtiges Gefährt, ebenso prächtig wie die beiden Rappen, die vorgespannt waren. Diese Kutschen konnten sich nur höher gestellte Persönlichkeiten leisten, zu denen ihr Bräutigam auch zählte. Eigentlich hätte sie sich freuen müssen, statt dessen empfand sie eine unerklärliche Furcht, als ihr Blick die Kutsche erfaßte. Sie kam sich vor wie jemand, den man in diese eisige Kälte hinausgestoßen hatte, um ihn erfrieren zu lassen. In einer plötzlichen Anwandlung von Schutzsuche drehte sie sich wieder um, aber die schmale Seitenpforte war verschlossen.
Für Margaretha ein Zeichen!
Sie verstand es auch, blieb nicht mehr länger auf dem Fleck stehen und setzte sich mit unsicher wirkenden Schritten in Bewegung, um ihr Ziel zu erreichen.
Erst als Margaretha die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht hatte, sah sie den Kutscher auf dem Bock. Der Mann bewegte sich und sprang auf den Boden. Zwei Schritte ging er vor und erwartete seinen Fahrgast.
Margaretha blieb stehen. Der Mann gefiel ihr nicht. Vielleicht lag es auch am Bart, der sein Gesicht fast vollständig bedeckte und ihm

dieses unheimliche Aussehen gab.
»Ich habe lange warten müssen«, sagte er zur Begrüßung.
»Tut mir leid, es ging nicht früher.«
»Dann werden wir jetzt fahren.« Der Kutscher strich über seine Kleidung und deutete auf die Tür.
»Steig ein.«
Margaretha war überrascht. »Wollt Ihr mir die Tür nicht öffnen?« fragte sie. »Oder hat die Höflichkeit der Kavaliere nicht mehr die Bedeutung wie früher?«
»Ich weiß nicht.« Sein anschließendes Lachen klang rauh und wild. Dann aber riß er die Tür auf, stellte sich jedoch hinter Margaretha, die schon das rechte Bein angehoben hatte, um einzusteigen.
Zwei Männer hockten bereits in der Kutsche und beugten sich vor. Sie saßen sich gegenüber. Ihre Gesichter schimmerten bleich wie die von Leichen. Das machte ihr Angst.
»Nein, ich werde…«
Da packte der Kutscher zu. Margaretha spürte seine harten schwieligen Hände an Stellen ihres Körpers, wo andere sie noch nicht angefaßt hatten. Sie schämte sich, und gleichzeitig wuchs die Angst, die sie sprachlos machte.
Ein Schrei hätte ihr vielleicht geholfen. Als ihr das klargeworden war, hatte man sie bereits in die Kutsche gepreßt, und die beiden dort wartenden Männer fielen über sie her.
Der Kutscher hämmerte die Tür zu.
Margaretha aber hörte sein rauhes Lachen, das im Reißen des Stoffs unterging, als kalte Klauen ihr die Kleidung regelrecht zerfetzten. Sie merkte nicht einmal, daß die Kutsche anfuhr, vor Angst und Scham war sie ohnmächtig geworden…

***

Irgendwann erwachte sie und glaubte, tot zu sein. So kalt konnte nur ein Toter sein, denn die Kälte hielt ihren gesamten Körper umfangen. Sie wollte sich bewegen, aber das klappte auch nicht, da waren Fesseln, die sie hielten.
Wind strich über sie hinweg, ließ sie schaudern, und während sie den Kopf hob, um sich die Umgebung anzuschauen, fiel ihr Blick auch auf ihren eigenen Körper.
Sie war fast nackt!
Man hatte ihr die Oberkleidung genommen, so trug sie nur mehr das durchsichtige Unterkleid, das feucht und klamm geworden war und auf der Haut klebte.
Schutzlos war sie den gierigen Blicken der Männer preisgegeben, und sie dachte an die Worte der Äbtissin, die berichtet hatte, wie grausam und gemein die Welt sein konnte.

An das, was ihr in der Kutsche passiert war, wollte sie nicht mehr denken. Es war das Schlimmste, was man einer Frau überhaupt antun konnte. Man hatte sie geschändet, und selbst eine Ohnmacht hatte die Männer nicht davon abhalten können.

Und jetzt war sie allein.

Sie sah über sich die Wolken am nachtdunklen Himmel. Sie spürte den Wind, der sie streichelte und unter ihre dünne Kleidung fuhr. Und sie vernahm ein Geräusch, das nie abriß.

Es war ein leises Rauschen oder Klatschen, als würden Wellen gegen ein Ufer rollen.

Befand sich ein Fluß in der Nähe?

Das mußte so sein, Margaretha sah auch den Dunst, der vor ihr lag.

Also hatte man sie in die Nähe des Wassers gebracht. Weshalb? Was hatten die anderen, die Unbekannten mit ihr vor? So etwas hätte Hector de Valois nie gutheißen können. Margaretha wußte, daß auch er Feinde besaß. Sollte sie diesen Menschen in die Fänge geraten sein?

Sie bibberte vor Angst. Ihre Zähne schlugen aufeinander, und sie schaute dem Spiel der Wolken am Himmel zu, die der Wind vor sich hertrieb wie eine Horde von kleinen Ungeheuern.

Nur ab und zu, wenn die Wolkendecke einmal riß, war das gelbe Auge des Mondes zu sehen. Es kam ihr vor wie ein stiller Beobachter, der sie heimlich betrachtete.

Nachdem sie diese Äußerlichkeiten wahrgenommen und registriert hatte, dachte sie wieder an ihre gegenwärtige Lage und daran, daß sie sich nicht befreien konnte.

Man hatte sie gefesselt.

Ihre Arme lagen so eng am Körper, als hätte man sie dort festgeklebt, und die Stricke waren um ihren gesamten Körper gebunden. Erst dicht unter dem Hals hörten sie auf.

Nur die Füße konnte sie etwas bewegen, aber was nutzte es ihr? Es würde ihr nie gelingen, aufzustehen. Noch etwas spürte sie unter ihrem Rücken. Es war kalt, feucht und rauh, so daß einzelne Unebenheiten auch durch ihre Kleidung drangen.

Margaretha wußte zunächst nicht, was sich da unter ihrem Rücken befand, bis ihr schließlich klarwurde, daß sie sich um ein körpergerecht geschnittenes Stück Holz handelte.

Der Fluß oder See, das Holz, die Fesseln, drei Dinge die zusammengehörten.

Das Mädchen war nicht so weltfremd, um nicht zu wissen, worum es sich dabei handelte. Sie hatte vor ihrer Klosterzeit von gewissen Hexenproben gehört. Man fesselte Frauen oder Mädchen auf ein Holzbrett und warf sie ins Wasser.

Schwammen sie an der Oberfläche, war den Folterknechten und angeblich Gerechten klar, daß es sich um eine Hexe handelte, und sie

wurde getötet. Ging das Opfer unter und ertrank, dann war es keine Hexe, aber es war wenigstens in Frieden gestorben.

Eine grausame Methode, die vielen Unschuldigen das Leben gekostet hatte. Margaretha hatte sich immer gewünscht, nie in eine solche Lage zu geraten, jetzt aber wies alles darauf hin, daß sie dicht vor einer Hexenprobe stand.

Noch ließ man sie in Ruhe, aber sehr lange dauerte diese trügerische Stille nicht mehr, denn sie hörte - noch weit entfernt - Männerstimmen.

Obwohl sie gefesselt war, verkrampfte sie sich noch mehr, und ein Schüttelfrost durchraste ihren Körper. Im Hals saß ein dicker Kloß. Hitzewellen strömten über ihr Gesicht, das Herz schlug schneller, die Augen wurden tränennaß.

Es gab bestimmt kein anderes Ziel als sie. Margaretha lauschte auf den Klang der Schritte, und sie sah plötzlich einen rötlichen Widerschein durch die Dunkelheit huschen.

Fackellicht!

Diejenigen, die zu ihr wollten, hatten Fackeln mitgenommen, um in der Dunkelheit ihren Weg zu finden. Sie riefen sich gegenseitig etwas zu, lachten dabei, und Margaretha vernahm auch obszöne Beschimpfungen und schlimme Worte.

Des öfteren fiel der Begriff Hexe, Tod und auch die Wasserprobe. Damit waren auch ihre letzten Zweifel beseitigt.

Sie kamen von verschiedenen Seiten. Das Licht der Fackel glich sich bewegenden Feuersäulen, die durch die Finsternis getragen wurden. Schon sah sie die ersten beiden Gestalten in ihrer Nähe und erkannte mit Schrecken diejenigen Personen, die sie in der Kutsche überfallen hatten.

Grinsend kamen die Kerle näher. Das Feuer gab ihren absolut bleichen Gesichtern einen blutigen Schein. Die Augen leuchteten wild und gierig, sie starrten die Liegende an, die unter den Blicken fast verging. Margaretha schloß die Augen, sie wollte das Schlimme nicht sehen, und sie riß sie wieder auf, als etwas Heißes über die Gesichtshaut strich.

Neben ihr hockte der Kutscher. Auch er war mit einer Fackel bewaffnet und bewegte sie derart, daß der Schein fast ihr Gesicht versengte.

»Nun, kleine Novizin!« flüsterte er, »das hast du dir nicht träumen lassen, nicht wahr?«

Margaretha nahm all ihren Mut zusammen, um dem Mann eine Antwort zu geben. »Das werdet Ihr bereuen, das habt Ihr nicht umsonst getan. Ich werde gerächt. Hector de Valois, der mich ehelichen will…«

Mit der freien Hand packte der bärtige Kutscher ihren Hals und

drückte so fest zu, daß sie keine Luft bekam. Dabei zischte er: »Erzähle mir nichts, zum Henker! Was will ein de Valois schon gegen uns anrichten? Er ist ein Schwächling, ein Niemand, ein Irrer. Du hättest dir einen anderen Kerl aussuchen sollen, nicht ihn!«

»Aber ich liebe ihn.«

Margaretha hatte kaum sprechen können, diesen Satz aber brachte sie hervor, und der Bärtige begann wild zu lachen. »Du darfst ihn nicht lieben, nicht du. Weißt du denn nicht, daß er einer anderen Person gehört? Hat man dir das nicht gesagt?«

»Nein…«

»Dann sage ich es dir jetzt!«

Wieder nahm Margaretha all ihren Mut zusammen und fragte: »Wem gehört er dann?«

»Einer sehr mächtigen Person, die sich nun mal nichts wegnehmen läßt.«

»Hör doch auf!« meldete sich einer der Bleichen aus der Kutsche. »Sie wird es ihr selbst sagen.«

Der Kutscher nickte. »Sehr richtig, sie wird hier erscheinen, weil sie die Hexenprobe sehen will.«

Margaretha erwiderte nichts. Der Schrecken saß einfach zu tief. Sie hatte eine kaum erklärbare Furcht vor dem Kommenden, ihr Innerstes schien in Brand zu stehen, und Schauer der Furcht rannen über ihre Haut. Von wem die Rede gewesen war, wußte sie nicht. Margaretha sah nur die vier Fackelträger vor sich stehen. Sie hatten einen Halbkreis gebildet, hinter ihnen lag das Ufer.

Es waren verkommen aussehende Männer. Personen, die für einen Judas- oder Blutlohn alles taten.

Söldner, die ihre eigene Mutter verkauften, wenn es um ihren Vorteil ging. Jetzt standen sie in den Diensten eines Feindes ihres Geliebten.

»Sie kommt!« Der Kutscher sprach die Worte, drehte sich und lief der fünften Gestalt entgegen.

Sie war noch zu weit entfernt, um von Margaretha entdeckt werden zu können. Erst als sie sich näherte, zeichnete sich ihre Gestalt als Schattenriß ab, und sie geriet auch in den Schein der Flammen.

Es war tatsächlich eine Frau. Margaretha konnte jetzt zu ihr hochschauen, und sie mußte sich eingestehen, daß sie von einer sehr schönen Frau besucht wurde.

Ihre Kleidung glich der, die die Damen am Hof des Königs trugen, so prächtig und kostbar. Der lange Mantel, violett in der Farbe, reichte bis zum Boden. An den Ärmeln und den Säumen war er mit Goldfäden durchwebt, die geheimnisvoll schimmerten, wenn der Stoff bei Gehbewegungen Falten warf.

Die Frau blieb dicht vor dem gefesselten Mädchen stehen und schnippte einmal mit den Fingern.

Das Zeichen wurde verstanden. Zwei Fackelträger rahmten sie ein, damit das Licht auf die Fremde und auch auf die Gefesselte fallen konnten.

Margaretha schaute zu ihr hoch. Das Gesicht sah sie sehr deutlich. Ja, es war schön - und auch kalt.

Eisigkalt wie das dunkle Blau der Augen, in deren Pupillen das Fackellicht Reflexe hinterließ.

»Du bist es also«, sagte sie nur.

»Wer sollte ich sein?« Margaretha hatte Mühe, die Frage zu stellen. Zu gewaltig war die Angst.

»Du bist diejenige, die von Hector de Valois gefreit werden soll.«

»Das bin ich. Und ich bin stolz darauf, daß er mich erwählt hat. Ich liebe ihn ebenso, wie er mich.«

Die Frau hob die Schultern. »Vielleicht, aber ich werde es nicht zulassen.«

Margarethas Augen nahmen an Größe zu. »Wer seid Ihr, daß Ihr so etwas behauptet?«

»Ich bin Diablita!«

Margaretha hörte den Namen, dachte darüber nach, wo sie ihn schon vernommen haben könnte, kam aber zu keinem Ergebnis, der Name war ihr ebenso unbekannt wie die Frau.

Diablita nickte. Sie sah dem Gesicht der jungen Frau an, was sie dachte, und sie vollführte eine wegwerfende Armbewegung. »Er hat mich wegen dir abgewiesen, kleine Hexe, aber man weist Diablita nicht ab, das hätte er wissen müssen. Wenn ich dich jetzt anderen Mächten opfere, wird er davon nichts merken. Deine Spur wird wie vom Wind verlöscht werden oder im Ufersande verlaufen, du kleine Hexe!«

»Nein!« ächzte Margaretha. »Ich bin keine Hexe. Ich habe mich nie mit Zauberei und finsterem Teufelswerk beschäftigt.«

Diablita lachte. »Das kann ich mir denken, deshalb will er ja dich. Du bist so rein und unschuldig, für viele Männer das Richtige. Aber ich mache ihm einen Strich durch die Rechnung!«

Margaretha wußte nicht, was sie darauf erwidern sollte. Mit kaum verständlicher Stimme fragte sie schließlich: »Was habe ich dir getan, daß du mich töten willst? Ist dein Hass so groß?«

»Nicht mein Hass - oder vielleicht auch. Nein, ich werde den anderen Mächten ein Opfer bringen, deshalb habe ich dich zu dem See bringen lassen, wo du einen bestimmten Tod erleiden wirst. Du wirst tot sein und dennoch leben. Du wirst immer wieder zurückkehren und dich auf die Suche begeben, das verspreche ich dir, mein kleiner, unschuldiger Engel.« Sie fügte ein Lachen hinzu, in das die Männer mit einstimmten.

Konnte man diese Rede überhaupt begreifen? Der jungen Frau gelang

dies jedenfalls nicht, aber die anderen wußten genau, was sie tun würden. Margaretha war ohne ihr Zutun in einen Kreislauf geraten, der sie vernichten würde.

Die Frau und die vier Männer kannten kein Pardon. Sie standen da und schauten lachend auf sie nieder.

Bis Diablita durch eine schroffe Handbewegung das Lachen stoppte. »Meine vier Freunde«, so flüsterte sie, »haben sich ja schon mit dir beschäftigt, glaube ich, aber jetzt werden wir zu den Dingen kommen, die sehr einschneidend sind. Du hättest dir einen anderen Mann aussuchen sollen, nicht Hector de Valois. Ihn will ich haben, und ich werde ihn auch bekommen, denn ich bin eine Königin, und ich habe beschlossen, daß er meiner würdig ist.« Sie streckte den Arm aus und wies mit dem Zeigefinger auf die Gefesselte. »Hebt sie hoch!«

Zwei Kerle reichten. Der Kutscher befand sich darunter, er stank entsetzlich nach Schweiß. Als er das Holzbrett an Margarethas Kopfende packte, bekam sie eine Nasevoll davon mit. Über sich sah sie sein Gesicht. Der wilde Bart war ungepflegt und schon verfilzt. Seine Enden kratzten durch ihr Gesicht.

Man hob sie an. Die restlichen Männer hatten die Fackeln ihrer Kumpane übernommen und leuchteten ihnen den Weg, der zum Wasser führte. Diablita schritt neben Margaretha her. Bei jedem Schritt schaukelte die Gefesselte mit, und sie spürte, wie ihr allmählich übel wurde, das lag nicht allein an der Angst.

»Es ist ein besonderer See, in den wir dich hineinstoßen werden«, erklärte Diablita. »In der Legende heißt es, daß der Teufel dort gebadet habe und seine Spuren hinterlassen haben soll. Du wirst es merken, mein kleiner Engel.«

Margaretha erwiderte nichts. Es kam ihr vor, als würde sie einen Traum erleben, einen schrecklichen Alptraum, fürchterlich, so unwirklich, aber gleichzeitig real.

Sie hatten einen schmalen Trampelpfad gefunden, der direkt zum Wasser führte. Je näher sie dem Ziel kamen, um so feuchter und sumpfiger wurde auch der Untergrund. Jeder Schritt hinterließ einen Abdruck, in dem sich das Wasser sammelte.

Die Grasregion hatten sie sehr bald hinter sich gelassen. Margaretha sah jetzt die dunklen Stöcke, die vom Grund aus in die Höhe wuchsen und wie dicht beieinanderstehende Gitterstäbe wirkten.

Der Wind war nicht so stark, als daß er sie bewegt hätte, so erinnerten sie an eine Mauer, die von den beiden Fackelträgern mit wuchtigen Tritten durchbrochen wurde, damit sie schnell ans Wasser kamen.

Sie schufen die Gasse, zertraten Schilfrohre oder bogen sie zur Seite, so daß Diablita und auch die beiden Träger den nötigen Platz bekamen, um fast ohne Widerstand ans Wasser zu gelangen.

Wäre Margaretha nicht festgebunden gewesen, wäre sie längst vom Bett gefallen. So hielten die Stricke, die auch tiefer in ihren Körper schnitten.

Die junge Frau schrie nicht. Ihr Gesicht war bewegungslos. Aus starren Augen schaute sie zum düsteren Himmel, wo sich die Wolken zu skurril anmutenden Figuren vereinten, auseinandergerissen wurden, so daß hin und wieder der Mond sein bleiches Licht auf die Erde streuen konnte.

Das Plätschern der Wellen vernahm sie lauter. Die Füße der Träger versanken im Uferschlamm. Es spritzte, wenn sie ihre Beine wieder hervorzogen. Die beiden Fackelträger standen bereits im Wasser. Sie trugen feste Stiefel, gegen deren Leder die Wellen schlugen und sich manchmal schaumig drehten.

Diablita blieb dort stehen, wo es noch einigermaßen trocken war. Ein leichter Windstoß spielte mit ihrem Haar und wehte es in die Höhe, so daß ihr Gesicht verdeckt wurde. Sie sprach kein Wort und schaute eiskalt auf Margaretha nieder, als diese an ihr vorbeigetragen wurde. In den Augen der schwarzhaarigen Fremden las die junge Frau das Todesurteil.

Urplötzlich spürte sie die Angst. Das Gefühl überkam sie wie eine Würgeklammer. Sie bewegte den Kopf, riß den Mund weit auf und schnappte nach Luft, doch in ihrem Innern befand sich plötzlich eine Sperre. Sie hörte das häßliche Lachen des Trägers am Kopfende und sah auch, als sie die Augen verdrehte, seinen stechenden Blick.

Die Männer wateten bereits durch das Wasser und blieben erst dann stehen, als es ihnen fast bis an die Knie reichte.

Die anderen beiden leuchteten. Der Schein fiel auch nach unten und berührte die Wellen des unruhig gewordenen Sees. Sie gaben ihnen eine unheimlich und geisterhaft wirkende Farbe, die aus der dunklen Tiefe hochzusteigen schien.

Diablita war dort stehengeblieben, wo das Ufer noch einigermaßen trocken war. Sie schaute auf den See. Ihre Lippen hatte sie zu einem Lächeln gekrümmt, das keinerlei Freude ausdrückte und so grausam und fürchterlich kalt wirkte.

Den rechten Arm hatte sie erhoben, der Gruß wirkte eingefroren. Ihre Helfer wußten, was dies bedeutete, die beiden Träger faßten das Brett mit der Frau fester und warteten auf den endgültigen Befehl.

Diablita ließ sich Zeit. Sie wollte noch etwas sagen. Aus der Dunkelheit fuhr ein kalter Wind über den See, kräuselte das Wasser noch, so daß es sich hektisch bewegte.

»Du hast ihn mir wegnehmen wollen, mein hübscher Engel!« rief sie laut. »Aber niemand wird ihn bekommen, dafür sorge ich. Es wird eine Zeit kommen, wo er sich wieder an mich erinnert, für dich aber, mein Engel, ist die Zeit endgültig angebrochen. Ich sehe in dir die

erste, die einen magischen Tod erleiden wird. Die Hexenprobe werden wir mit dir durchführen, aber was dich tatsächlich erwartet, ist noch schlimmer, das kann ich dir versprechen. Tod und Grauen, keine Ruhe, stets auf der Suche. Du wirst dich verändern und eine andere Schönheit sein. Eine, die auch dem Teufel gefallen könnte…«

Ihr Arm fiel nach unten.

Das Zeichen für die beiden Träger.

Synchron holten sie aus und schleuderten das Brett mit dem angebundenen Opfer in die kalten Fluten des Sees…

***

Die eisige Kälte des Wassers kam ihr vor wie ein Todesstoß. Margaretha hörte noch das Klatschen, als sie aufkam, rechnete damit, daß sie auf dem Rücken liegen bleiben würde, sie irrte sich, denn das Bett drehte sich herum.

Auf den Bauch und unter Wasser geriet sie, hatte den Mund nicht geschlossen, so daß die Flüssigkeit hineinspülen konnte und sie eine wilde Panik erfaßte.

Die Angst, jämmerlich zu ertrinken, wurde in diesen Augenblicken überstark. Sie dachte auch daran, daß noch niemand die Hexenprobe bestanden hatte.

Die Fesseln saßen so hart, daß sie einfach nichts tun konnte. Bewegungslos blieb sie unter Wasser.

Eine Welle rollte heran, drückte sie noch tiefer, schleuderte sie aber auch wieder herum und spülte Brett und Mädchen an die Oberfläche, wo sie in ihrer Verzweiflung laut keuchte und Wasser ausspie.

Es wurde ihr schwarz vor Augen. In diese Dunkelheit hinein blitzte es auf, als würden Sterne vom Himmel fallen und genau über ihrem Kopf zerplatzen.

Das Brett schaukelte auf den Wellen. Nicht weit entfernt standen die vier Männer. Jeder hielt wieder seine Fackeln. Vom Ufer her gellten Diablitas schreiende Stimme über das Wasser.

»Ertrinken sollst du, mein Engel, und für immer verflucht sein! Der See des Teufels wird dich nehmen und verschlucken. Es wird hervorbrechen wie ein Orkan und vernichten, was sich ihm in den Weg stellt. Ich weiss, daß es kommt, und keiner, der nicht an ihn glaubt, wird ihm je entrinnen können.«

Zwar hatte Margaretha das Schreien gehört, aber die Worte nicht verstanden. Der Schock und die Angst lähmten auch ihre Sinne. Sie schwang auf den Wellen, mal höher, dann wieder tiefer, und jedesmal geriet ihr Kopf dabei unter Wasser, aber sie schluckte die Flüssigkeit nicht mehr, denn sie presste jetzt die Lippen zusammen.

Sie trieb ab!

Zuerst merkte sie es kaum und wunderte sich auch darüber, denn in

einem See herrschte kaum Strömung, wenn er nicht gerade von einem Fluss durchquert wird.

Was war der Grund?

Eine Welle rollte heran und brachte das Brett mit der darauf gefesselten Margaretha mit.

Die Männer mit den Fackeln befanden sich in ihrem Rücken. Nicht einmal vom Widerschein des Feuers konnte sie etwas erkennen. Und sie hatte das Gefühl, als würden sie weitergeschoben werden, von unsichtbaren Händen, die sich unter das Holzbrett gelegt hatten.

Margaretha ritt auf dem Wellenkamm, bevor das Brett mit dem Fußende zuerst kippte. Sie lag jetzt wie auf einer Rutsche, halb erhöht, und ihr Blick fiel über das Wasser.

Es war dunkel, besaß zudem einen matten Glanz auf der Oberfläche, der jedoch an einer bestimmten Stelle verschwunden war. Dafür zeigte sich ein glasiger Schaumkreis, der sprudelte, als würde das Wasser genau an dieser Stelle kochen.

Und Margaretha trieb, auf ihrem Brett festgeschnallt, dem Schaumkreis entgegen. Diablitas Worte konnte sie nicht vergessen. Von einem Leben als Geist oder Tote war gesprochen worden, und die schöne, eiskalte Frau hatte sie bestimmt nicht ohne Grund in diesen See werfen lassen.

In der Nähe des schäumenden Wasserstrudels drehte sich das Brett bereits um die eigene Achse.

Zunächst noch langsam, dann immer schneller, und auch das Wasser sprudelte auf.

Etwas kam aus der Tiefe.

Sie sah es nicht, sie wußte es. Margaretha dachte wieder an Diablitas grausames Versprechen, da mußte einfach etwas sein, und das Brett kippte nach rechts.

Die junge Frau schaute in die Tiefe.

Sie sah den Kreisel, den Schaum, die rasenden Wellen, die einen langen, nach unten reichenden Hals gebildet hatten, der noch stärker kochte, aber gleichzeitig in eine Gegenbewegung geriet.

Aus der Tiefe oder vom Grund des Sees stieg es an die Oberfläche. Ein gewaltiges Monstrum, ein schuppiges Etwas, ein Ungeheuer.

Inmitten einer gewaltigen Fontäne schnellte es aus dem Wasser. Margaretha hörte sich schreien, doch dieses Geräusch ging unter in einem Inferno von Brüllen, Toben und Schreien.

Die Hölle hatte ihre Pforten geöffnet, um das Opfer zu verschlingen. Wasserschleier peitschten über Margarethas Gesicht hinweg. Tropfen drangen in die Augen, sie konnte nichts sehen, und wenn, dann erkannte sie alles nur verschwommen.

Maul, Pranken, Fratze, eine gewaltige Wand wuchs vor ihr hoch. Sie kam sich so schrecklich allein vor, die Bestie war aus der Tiefe

gestiegen, um sie zu verschlucken.

Sie riß ihr Maul noch weiter auf, so daß es Margaretha vorkam wie ein gewaltiges Tor, in das Wasser hineinschäumte und gleichzeitig wieder ausgespien wurde.

Sie wurde überschwemmt, überspült, atmete und schrie, das Brett drehte sich, Margaretha geriet unter Wasser, kam wieder hoch, doch die Kräfte zerrten sie weiter.

Es war ein Spiel mit dem Tod, das sie einfach nicht gewinnen konnte. Sie war hineingestoßen worden in das Inferno, in die Hölle aus Wasser, Strudeln und Schaum, und sie sah vor sich das gewaltige Ungeheuer aus den Fluten wachsen.

Wieder kam sie hoch. Das Brett hatte sie gedreht, so daß sie fast stand, als es sich aufrichtete.

Ich fliege in den Himmel, dachte sie. Mein Gott, ich fliege direkt in den Himmel!

War der Himmel dunkel und nicht strahlend, wie immer gesagt wurde? Nein, es war kein dunkler Himmel, sondern die gewaltige Pranke des Ungeheuers, die ihr Blickfeld völlig einnahm.

Und sie fiel nach unten.

Der Schrei drang grell und markerschütternd aus dem Mund der jungen Frau. Sie rechnete damit, erschlagen oder zerfetzt zu werden und wunderte sich einen Augenblick später, wie sanft die Pranke einen Körper berühren konnte.

Eine tödliche Sanftheit allerdings.

Die Pranke des Monsters brauchte nicht einmal viel Druck auszuüben. Es lief fast wie von allein ab, als die Hand sie fast streichelnd in die Tiefe drückte.

Margaretha konnte nichts tun. Die Fesseln hielten sie eisern fest. Sie bekam nur keine Luft mehr, als sie unter Wasser gedrückt wurde und eintauchte in eine andere Welt.

Eine Welt aus Glas und sanften Tüchern, die sie umfaßten wie streichelnde Arme und hineintrugen in den Tod.

Aber sie blieb am Leben. Nicht einmal Schmerzen spürte sie, keinen Druck auf der Brust, die Welt war anders geworden, und ihre Gedanken funktionierten.

Diablita fiel ihr ein. Diablita und deren Versprechen. Sie hatte gesagt, was geschehen würde. Die Strafe für den Frevel sollte endlos währen.

Diablita behielt recht.

Margaretha merkte sehr bald, daß sie starb. Es war ein anderer Tod, einer ohne Schmerzen, fast wie das sanfte Hineingleiten von einem Leben oder einer Existenz in die andere.

Es gab keine Schmerzen, keine Folter, aber auch keine Freude und Erlösung.

Ihr Körper veränderte sich. Das Wasser hinterließ Spuren,

schwemmte ihn auf und hinterließ auch seine Spuren.

Die Haut bekam einen grünen Farbton, ein Beweis, daß Margaretha als Mensch nicht mehr lebte.

Doch Geister können existieren.

Nicht nur heute und morgen. Manchmal auch für lange Zeiten. Und sie warten darauf, daß ihre Stunde kommt.

Margaretha machte keine Ausnahme…

***

Gegenwart

Weshalb das Licht so plötzlich verloschen war, konnte keiner von uns sagen. Das konnte an einem Defekt im Sicherungskasten liegen, doch diese Möglichkeit, so wahrscheinlich sie auch im Normalfall sein mochte, wir schlossen sie aus.

Suko und ich waren aufgesprungen. Nur Glenda saß weiterhin im Sessel. Sie hatte sich vorgebeugt und ihre Hände auf die Knie gepreßt, während sie dorthin starrte, wo sich das Telefon befand.

»John!« hauchte sie nach Überwindung des ersten Schreckens, »hast du gesehen, was da geschehen ist?«

»Ja, ja…«

Sie mußte einfach reden. »Der Hörer ist vom Apparat genommen worden.« Sie hob die Schultern.

»Wir werden hier von einer unsichtbaren Person umgeben. Spürst du sie auch?«

Ich streckte den linken Arm aus und bedeutete ihr, ruhig zu sein. Sie hielt auch den Mund. Inzwischen hatten sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Das Fenster zeichnete sich genau ab, wir erkannten auch die Umrisse der Möbel, und mein Blick richtete sich auf das Telefon.

Um dort besser sehen zu können, mußte ich allerdings zwei kleine Schritte vorgehen.

Der Platz, an dem der Apparat stand, den ahnte ich mehr, als daß ich ihn sah. Aber über ihm schwebte etwas in der Luft.

Der Hörer.

Mehr hatte Glenda auch nicht gesehen, kurz bevor das Licht verlosch. Suko aber handelte schneller als ich, obwohl ich mit dem gleichen Gedanken gespielt hatte.

Er holte die kleine Leuchte hervor und schickte den Strahl dorthin, wo sich Telefon und Hörer befanden. Da er seine Hand von oben nach unten bewegte, gerieten Telefon und Hörer in den hellen Lichtbalken und zeichneten sich deutlich ab.

»John«, flüsterte mein Freund, »erkennst du etwas?«

»Ja, es sieht so aus, als würde dort jemand stehen, der telefoniert. Ein Unsichtbarer.«

»Bestimmt deine Totenbraut. Sie will dir ein Zeichen geben, John. Geh mal hin.«

Ich zögerte noch, weil ich zunächst mein Kreuz hervorholen wollte. Das Silber hatte reagiert und sich leicht erwärmt, denn der silberne Talisman reagierte empfindlich auf äußere, schwarzmagische Einflüsse.

Meine Füße schleiften über den Teppich. Ich mußte noch einen Sessel umrunden, um direkt das Ziel ansteuern zu können. Suko löschte die Lampe nicht. Auch Glenda schaute auf das Ziel, und drei sahen, daß sich neben dem Telefon etwas bewegte.

Es war kein toter Gegenstand, der in Bewegung geraten war, da zeichnete sich eine Gestalt ab. Wir hatten den Eindruck, als würde die Luft zirkulieren. Ich bat meinen Freund, die Lampe zu löschen.

Es wurde wieder dunkel.

Zunächst sahen wir nichts. Aber neben dem Telefon und dem Tisch, auf dem der Apparat stand, zeichnete sich etwas ab.

Eine Gestalt!

Gespenstisch, durchscheinend, bleich, irgendwie unheimlich. Kein Monstrum, nein, eine menschliche Gestalt, ein Geist.

»Das ist sie!« hauchte Glenda, »das muß sie einfach sein. John, deine Totenbraut hat uns besucht…«

Ich stand auf dem Fleck wie festgenagelt. Zum erstenmal sah ich die unheimliche Besucherin. Obwohl sie eine menschliche Gestalt besaß, war sie für mich kein Mensch, ein Geist hatte sich Einlaß in die Wohnung verschafft.

Ich kannte Gespenster oder Geister, die sich nur in ihren Umrissen zeigten. Hier aber war es anders.

Zwar sahen wir die Umrisse der Frau, doch da stand jemand, der nicht aus Fleisch und Blut war und trotzdem fast so aussah.

Sie war ungemein bleich, jedoch nicht durchscheinend, denn wir konnten die Knochen hinter der dünnen Haut nicht erkennen. Das lange schwarze Haar fiel bis auf die Schultern und noch darüber hinweg, so daß die Spitzen den Rücken kitzeln mußten. Ein dünnes Kleid hing über ihrer Gestalt.

Der Stoff war so durchsichtig, daß wir alles erkennen konnten. Und im Gesicht fielen die pupillenlosen Augen auf. Dafür starrten wir auf zwei rote Punkte und auf einen ebenfalls roten Mund, der in der gleichen Farbe leuchtete.

»Halb Mensch, halb Geist, vielleicht auch ein Gespenst, so also sah meine Totenbraut aus.«

Auch Glenda hatte ihren ersten Schreck überwunden. »Sie muß doch reden können, John, sie hat am Telefon mit dir gesprochen. Frag sie, was sie gewollt hat.«

»Kennst du sie denn?«

Suko hatte gesprochen, und ich hob die Schultern. »Tut mir leid, ich sehe sie jetzt zum erstenmal.«

»Wie kann sie dann behaupten, deine Geliebte oder Braut gewesen zu sein?«

»Das frage ich mich auch.«

Ich brauchte nichts zu sagen, denn die Totenbraut hatte sich entschlossen zu reden. Als sie die ersten Worte sprach und dabei auch den Hörer auflegte - ein Freizeichen war nie ertönt -, vernahm ich am Klang ihrer Stimme, daß sie es genau war, die mich angerufen hatte.

»Ich habe dich gesucht!« wisperte sie.

»Warum?«

»Du mußt mit mir kommen.«

»Als dein Bräutigam?« fragte ich, und es klang nicht einmal Spott in meiner Stimme.

»Ja, als mein Bräutigam.«

Ich lachte leise. »Wie sollte ich je dein Bräutigam gewesen sein, wo ich dich nicht einmal kenne?«

»Du wirst dich erinnern.«

»Gut, dann sage mir deinen Namen.«

»Ich bin Margaretha.« Sie hatte den Satz so ausgesprochen, daß jeder sicher sein mußte, keine Lügnerin vor sich zu haben. Nur sie konnte reden und erklären, was sie wollte, ich kannte sie nicht und auch nicht ihren Namen.

»Hast du einmal eine Freundin namens Margaretha gehabt?« erkundigte sich Suko.

»Ich erinnere mich nicht, und eine Frau wie sie wäre mir in Erinnerung geblieben.«

»Ja«, stimmte Glenda zu. »Das meine ich auch.«

Margaretha stand da und wartete. »Du sollst zu mir kommen. Ich habe dich lange gesucht, Geliebter…«

»Und was soll ich tun?«

»Wir werden alles nachholen, was wir versäumt haben. Freue dich darauf. Ich will dich als deine Braut in die Arme schließen. Du bist es doch, ich weiß es, Hector. Du kannst dich nicht verstellen…«

Den letzten Satz hatte ich kaum noch mitbekommen. Ein Name nur hatte mich geschockt: Hector!

Ich kannte nur einen Mann mit dem Namen Hector, aber der war schon lange tot. Hector de Valois, ein großer Führer der Templerritter, so etwas wie mein Vorgänger und auch Besitzer des Silberkreuzes, das ich jetzt trug.

Er war praktisch in mir wiedergeboren worden, hatte die Reinkarnation erlebt und allmählich begriff ich die Zusammenhänge. Margaretha mußte seine Braut gewesen sein, nicht meine. Sie hatte - aus welchen Gründen auch immer - überlebt, hatte mich gesucht und

endlich gefunden. Ein geisterhaftes, wenn nicht teuflisches Spiel, in das ich hineingeraten war.

»Ich spüre dich«, sprach sie flüsternd weiter. »Du besitzt eine Aura, wie sie auch er besessen hat. Ich habe sie immer gesucht und endlich gefunden. Komm mit mir!«

»Wohin?«

»Auf das Schloß der Dufour, zum See, in die Täler, wir alle warten auf dich.«

»Dann heißt du Dufour?«

»Ja, Geliebter. Erinnerst du dich nicht?«

Mein Lächeln wurde zu einem etwas gequälten Grinsen. »Ja, möglich. Entschuldige, es ist eben lange her.«

»Ich weiß, aber die Zeit wird wiederkehren. Ich habe das Kloster deinetwegen verlassen, Hector, habe mich in Gefahr begeben, aber ich gab nie auf. Ich will dich zum Mann. Komm, ich warte! Das Schloß der Dufour, der See, die weiche Landschaft, der Fluß…!«

Beim letzten Wort bereits sahen wir, wie ihre Gestalt sich allmählich auflöste.

Plötzlich war sie weg.

Und im gleichen Augenblick wurde es auch wieder hell im Zimmer!

***

Wir schauten uns an.

Glenda sah ebenso verständnislos auf Suko, wie dieser auf mich und ich auf ihn.

»Und?« fragte der Inspektor, »was stehen wir eigentlich hier herum? Wollen wir nicht essen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Wie kannst du so etwas sagen?«

Er winkte ab. »Vergiß es, John! Ich frage mich, ob ich einen Traum erlebt habe oder die Wirklichkeit?«

»Ja, das frage ich mich auch«, meldete sich Glenda.

»Margaretha Dufour«, sagte ich leise. »Ihr müßt den Namen auch gehört haben. Er wird euch doch in Erinnerung geblieben sein. Ich kann mich nicht irren.«

»Nein«, stand Glenda mir bei, »das hast du dich nicht. Sie ist deine Braut gewesen.«

Ich hob den Arm. »Augenblick. Nicht meine, sondern die des Hector de Valois.«

»Für sie macht das keinen Unterschied.«

»Aber für mich.« Ich ließ mich in einen Sessel fallen und schlug die Beine übereinander. »Als hätte ich nicht schon genug Sorgen und Ärger! Da muß man sich noch mit den erotischen Eskapaden seiner Vorgänger herumschlagen. Ein Wahnsinn!«

»Glaubst du an ihre Worte?« fragte Suko.

»Ich weiß es nicht genau.«

»Es müßte sich doch feststellen lassen, ob es eine Familie Dufour in Frankreich gibt, die ein Schloß besitzt. Vielleicht eines an der Loire, wo doch so viele Schlösser liegen.«

Ich nickte. »Das werde ich auch in die Hand nehmen. Mal sehen, was die Kollegen alles herauskriegen.«

»Die sollen den Computer laufen lassen!« Suko wollte schon zum Telefon gehen, ich hielt ihn zurück.

»Moment noch. Ich frage mich, was ich machen soll, wenn es die Familie und das Schloß tatsächlich gibt.«

Suko und Glenda schauten einander an, als wollten sie sich gegen mich verschwören.

»Hinfahren«, erklärte der Inspektor.

»Aber nicht allein«, fügte Glenda süffisant lächelnd hinzu.

»Du hast deinen Urlaub gehabt, Mädchen. Ich glaube kaum, daß Sir James dir noch einmal…«

»Wer spricht von mir, John? Du solltest Suko mitnehmen.«

Der Chinese nickte. »Gewissermaßen als Anstandswauwau, damit du keine Dummheiten machst und eine Brautnacht wiederholst.«

Ich winkte ab. »Redet keinen Unsinn!« Danach verfiel ich ins Grübeln. »Es ist komisch. Da lebt man in London, und plötzlich erscheint ein weibliches Gespenst oder gespensterhaftes Wesen, das einen heiraten will.«

»Für Überraschungen ist die andere Seite immer gut.« Suko konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»Aber ich bin dagegen. Mir geht die Sache allmählich auf den Geist, verstehst du? Ich kann nicht einmal darüber lachen.«

»Wobei sich die Frage stellt«, fuhr Suko fort, »wie diese Person überlebt hat. Und weshalb hat sie überlebt? Beschäftigte sie sich vielleicht mit Magie?«

Ich schaute Suko an und erhob mich. Neben dem Sessel blieb ich stehen. »Okay, ich kenne Hector de Valois zwar nicht so gut wie dich, aber ich glaube kaum, daß er sich mit schwarzmagischen Kräften eingelassen hat. Er war ein Templer, er ging seinen Weg, aber er gehörte zur anderen Seite der Ritter. Er war kein Baphometh-Jünger. Im Gegenteil, er hat sie und auch die Helfer, die Horror-Reiter, bekämpft. Das Problem, das hier so einfach aussieht, ist in Wirklichkeit viel komplizierter, das kannst du mir glauben.«

»Fahrt hin, und alles wird sich aufklären.«

Ich ging zunächst zum Telefon und rief bei der Fahndung an. Scotland Yard besitzt eine hervorragende Computer-Abteilung, hinter der sich manch staatlicher Geheimdienst verstecken kann, was die Fülle gespeicherter Informationen angeht.

Als der Kollege meine Stimme hörte, holte er tief Luft. Man kannte

mich, denn ich kam nie mit einfachen Aufgaben.
»Was ist denn jetzt kaputt, Mr. Sinclair?«
»Noch ist alles heil.«
»Keine Toten?«
»Nein.«
»Das läßt hoffen.«
Wenig später sank die Hoffnung des armen Kollegen, als er erfuhr, was er mir heraussuchen sollte.
»Mehr Wünsche haben Sie nicht?«
»Nein.«
»Und wann wollen Sie das Ergebnis haben?«
»Ich bin in meiner Wohnung. Die Rufnummer haben Sie ja.«
»Okay, wir lassen von uns hören.« Suko lachte leise. »Der war bestimmt sauer - oder?«
»Kann sein.« Ich ging zur Bar und holte die Whiskyflasche hervor. »Jetzt kann ich einen Schluck gebrauchen. Wer noch?«
»Ich«, sagte Glenda.
»Gern.«
»Auf mich mußt du beim Trinken verzichten.« Suko stand auf und reckte sich. Dann ging er in die Küche. Wahrscheinlich holte er sich dort etwas.
Ich reichte Glenda das Glas, wir stießen an und tranken. Sie schüttelte den Kopf. »Das ist fast der perfekte Irrsinn, was wir hier wieder erlebt haben. Das kann man niemandem erzählen.«
»Brauchst du auch nicht. Ich habe gelernt, daß der Irrsinn Methode hat und man sich an ihn gewöhnen kann.«
»Stimmt.«
Suko kehrte aus der Küche zurück. Er trug in der rechten Hand ein Glas Orangensaft. »Den Koffer brauchst du erst gar nicht auszupacken. In Frankreich wird es auch kalt sein.«
»Kommt darauf an, wo ich hinfahre.«
»Und wenn du einmal da bist, John, wie wirst du reagieren? Dich mit der Totenbraut abgeben?«
»Keine Sorge, wir werden keine Hochzeitsnacht nachholen…«
»Ach, hör auf, so meine ich das nicht!«
»Tut mir leid, Glenda, ich weiß es nicht. Irgendwie wird sich schon alles ergeben.«
Das Telefon klingelte. Mit einem Sprung war ich aus dem Sessel, der zweite brachte mich an den Apparat, wo ich tatsächlich die Stimme meines Kollegen hörte. »Mögliches erledigen wir sofort. Unmögliches dauert eine Stunde, manchmal etwas weniger.«
»Wie jetzt.«
»Genau, wir haben etwas gefunden. Es gibt ein Schloß *Dufour*. Château Dufour.«

»Wunderbar. Und wo liegt es?«
»Ziemlich weit im Süden Frankreichs. Schon fast bei Avignon. Aber es liegt nicht direkt an der Rhone.«
»Das ist auch egal. Können Sie mir mehr über die Besitzverhältnisse sagen?«
»Nein.«
»Es hat also keinen Besitzer?« Ich blieb hartnäckig. »Das ist mehr als unwahrscheinlich.«
»Wenn, dann wohl keinen Lebenden. Es muß eine Familie Dufour gegeben haben.«
»Steht das Schloß leer?«
Der Kollege lachte. »Das werden Sie bestimmt feststellen können, wenn Sie hinfahren. Sie wissen doch, daß die Hotels nahe der Rhone in Schlössern umgebaut worden sind, daß es Besichtigungstouren gibt und Urlaube auf dem…«
»Alles klar, Kollege. Ich bedanke mich.«
»Kommt noch etwas hinterher?«
»Vorerst nicht.«
»Sie machen mich glücklich, Sinclair, wirklich…«
Ich legte schon auf, weil ich mir sein übertriebenes Gejammere nicht anhören wollte.
Suko und Glenda hatten mitgehört. »Also fahren wir nach Frankreich«, sagte mein Freund.
»Wieder in den Schnee?«
Ich winkte ab. »Keine Sorge, Glenda, ich glaube nicht, daß es in der Gegend von Avignon so kalt ist.«
»Es hat sogar in Nizza geschneit.«
»Dort blieb das Zeug nicht liegen.«
»Ihr müßt wissen, was ihr tut. Und was machen wir mit dem angebrochenen Abend?«
»Pizza essen«, murmelte Suko.
»Die ist kalt.«
Mein Freund reckte sich. »Ich für meinen Teil verschwinde. Wenn morgen früh eine anstrengende Reise vor mir liegt, möchte ich gern ausgeschlafen sein.« Er grinste uns an. »Ihr bleibt ja noch zusammen, wie ich euch kenne - oder?«
»Falls Glenda ihren Entschluß nicht geändert hat.«
»Nein, das habe ich nicht.«
»Okay, ihr beiden.« Suko grinste. »Treibt es nur nicht zu toll. Spart eure Kräfte. Die nächsten Tage können hart werden. Und denkt daran, Hochhäuser haben dünne Wände.«
»Raus jetzt!« rief ich.
Mein Freund und Kollege verschwand lachend aus der Wohnung. »Er kann es nicht lassen«, sagte ich und räumte gemeinsam mit Glenda

den Eßtisch ab. In den Gläsern befand sich noch Whisky. Ich füllte meines ein wenig auf, Glenda wollte nicht.

Dann setzten wir uns gegenüber. »Eine Totenbraut«, flüsterte Glenda. »Es ist kaum zu glauben.«

Ich hob die Schultern. »Wahrscheinlich verwechselt sie mich. Aber mach ihr mal den Irrtum klar.«

»Es muß etwas geben, das sowohl Hector de Valois als auch du gemeinsam gehabt haben.«

»Klar, das Kreuz und auch unsere Aufgabe. Er hat Dämonen gejagt, ich bin ebenfalls hinter ihnen her. Das hat diese Margaretha Dufour eben angezogen.«

»Ist sie ein Gespenst?«

»Ich weiß es nicht. Jedenfalls kein normaler Mensch. So lange würde niemand leben können.«

»Ja, ja, das stimmt.« Glenda nickte nachdenklich. »Sie ist deine Totenbraut, ich kann es nicht fassen, und sie will dich wahrscheinlich heiraten, weil es mit Hector de Valois nicht geklappt hat. Was ist das eigentlich für ein Gefühl, John?«

»Ein komisches.«

»Mehr nicht?«

»Doch, ich verspüre auch so etwas wie Spannung, und ich frage mich schon die ganze Zeit über, wie es dieser Margaretha gelang, so lange zu überleben. Als direkten Zombie möchte ich sie nicht sehen. Sie ist etwas anderes. Nur was?«

»Vielleicht eine Verfluchte.«

Ich nickte. »Gut, Glenda, der Gedanke ist nicht mal so schlecht. Ein Wesen möglicherweise, das nach seinem Tod keine Ruhe gefunden hat. Ja, mit dem Gedanken könnte ich mich anfreunden.«

»Ich bin nur gespannt, was sie von dir will.«

»Das hast du doch gehört. Mich heiraten. Was kann man sonst von einer Braut erwarten?«

Glenda tippte gegen ihre Stirn. »Hast du dich in die Totenbraut verliebt, oder drehst du jetzt durch?«

»Keines von beiden, meine Liebe. Ich habe es ernst gemeint. Sie wird mich in das Schloß locken wollen, um das zu vollenden, was sie einmal begonnen hat.«

»Und du läßt dich darauf ein?«

»Bis zu einem bestimmten Punkt. Ich will wissen, was dahinter steckt. Vielleicht kann ich auch mehr über Hector de Valois erfahren. Da sind Dinge, die ich auf keinen Fall aus den Augen lassen darf.«

»Tja«, sagte Glenda, »da kann man wohl nichts machen.« Sie reckte ihre Arme hoch. Der bunte Pullover spannte sich über ihre Brust. Dann gähnte sie.

»Müde?« fragte ich lächelnd.

»Ein wenig.«
»Okay, gehen wir schlafen. Wo willst du liegen?«
Glenda senkte die Arme. »Die Couch ist mir für die Länge einer Nacht zu unbequem.«
»Da käme nur noch das Schlafzimmer in Frage. Das Französische Bett ist breit genug.«
»Wer duscht zuerst?«
»Du?«
»Nein, ich möchte noch etwas sitzenbleiben. Geh du schon vor.«
»Okay.« Ich streichelte über ihr Haar und verschwand im Bad, das zum Glück durchgewärmt war.
Rasch zog ich mich aus. Wir hatten einen Kurzurlaub in Kandersteg hinter uns, und die Nächte waren stets lang geworden. Glenda hatte bewiesen, welch ein inneres Feuer sie besaß. Ich dachte daran zurück und konnte mir ein Lächeln der Vorfreude nicht verkneifen. Wenig später stand ich unter einem warmen Wasserteppich, der aus zahlreichen Öffnungen in der Duschtasse über mir strömte.
Ich seifte mich ein und wollte die Dusche wieder abdrehen, als ein kühlerer Luftzug meinen nackten Körper streifte.
Jemand hatte die Tür geöffnet.
Spaltbreit schob ich den Vorhang zur Seite und schaute in die entsprechende Richtung.
Glenda kam.
Sie hatte sich umgezogen, trug jetzt einen Bademantel, der eigentlich mir gehörte, sah mein Gesicht, lächelte und löste mit einer lässigen Bewegung den Knoten, so daß das Kleidungsstück aufschwang.
Beim nächsten Schritt streifte sie ihn von den Schultern und stand so vor mir, wie sie der liebe Gott geschaffen hatte.
»Ist noch Platz?« fragte sie.
»Für dich immer«, erwiderte ich und schob den Vorhang ganz zur Seite.
Sie betrat die Dusche. Es wurde herrlich eng, ich spürte ihre warme Haut und ihre Lippen, die über mein Gesicht glitten. »Von wegen Totenbraut«, flüsterte sie. »Das kommt gar nicht in Frage. Ich werde dir zeigen, was eine richtige Braut kann, damit du nicht in Versuchung gerätst, mein Lieber…«
In den nächsten Minuten bewies mir Glenda Perkins, daß es noch andere Dinge im Leben gab, als sich nur mit Geistern und Dämonen herumzuschlagen.
Und ich hatte wirklich nichts dagegen…

***

Zwei Tage später!
Die Reise mit Flugzeug und Zug hatten wir gut hinter uns gebracht.

In Avignon hatten wir uns einen Wagen geliehen, einen Renault, der noch ziemlich neu war.

Über Europa war der Winter gekommen. Er hatte in den nördlichen Regionen zu Kälterekorden geführt, aber auch den Süden nicht verschont. Auf den Bergen und Hügeln hatten wir Schnee gesehen, in den Tälern war er glücklicherweise getaut, da lagen die Temperaturen über dem Gefrierpunkt. Vom Autovermieter hatten wir uns den Weg erklären lassen, der uns in Richtung Südosten führte, auf die Rhone zu, aber wir brauchten nicht bis an das Ufer des Flusses. Es gab da einen kleinen Ort namens Les Baux, dort lag auch das Schloß.

Wir hatten leider nichts darüber erfahren können. Man konnte uns nur sagen, daß sich in der Nähe noch ein See befand, das war alles. Wir rollten über schmale Straßen unserem Ziel entgegen.

Rechts und links wuchsen die Berge hoch. Manchmal weiter entfernt, so daß die Täler breiter waren, dann schoben sie sich den beiden Straßenrändern zu, und wir hatten das Gefühl, durch eine Schlucht zu fahren.

Des öfteren sahen wir die stolzen Burgen, aber nicht so gut erhalten wie an der Loire. Viele einstmals prächtige Bauten waren nur mehr als Fragmente vorhanden, Trümmer und Ruinen.

Das nahm Suko zum Anlaß, sich zu beschweren. »So wird es bestimmt mit diesem Château Dafour auch sein, John. Bestimmt hat dich diese Frau geleimt.«

»Abwarten.«

»Glaubst du noch immer, daß sie dich heiraten will?«

Ich fuhr in eine Kurve und mußte vom Gas. »Heiraten nicht unbedingt. Sie will doch nur das vollenden, was sie damals mit Hector de Valois angefangen hat.«

Suko mußte lachen. »Wenn ich daran denke, daß du möglicherweise für die Sünden eines Hector de Valois büßen solltest, wird mir ganz anders zumute.«

»Das wird sich herausstellen.«

Wir fuhren noch auf einer Hauptstraße, die die beiden Städte Avignon und Arles verband. Laut Karte mußten wir bald abbiegen. Suko sagte mir dann schon Bescheid.

»An der nächsten Kreuzung mußt du nach links.«

»Okay.«

Der Himmel war wolkengrau. Was dort oben hertrieb, erinnerte mich an gewaltige Berge, die mit Schnee gefüllt waren. Im Osten und weit am Horizont zeichneten sich die verschneiten Berge ab.

Ich wunderte mich über den Verkehr und auch darüber, wie die Leute fuhren. Da dachten manche Lastwagenfahrer daran, allein auf der Straße zu sein.

Manchmal wurden wir laut hupend überholt.

»Links ab!«

Ich hatte das Straßenschild bereits gesehen und auch den Namen Les Baux gelesen. Auf der Karte war der Ort nur als kleiner Kreis eingezeichnet, wie auch Alet-les-Bains weiter westlich, wo sich die Gruppe der Templer konzentriert hatte und das silberne Skelett des Hector de Valois in der Kathedrale der Angst seinen Platz gefunden hatte. Ob eine Verbindung zur Totenbraut bestand, wußten wir nicht.

Wir brauchten nicht mehr als zehn Kilometer zu fahren, um den Ort zu erreichen.

Les Baux präsentierte sich uns inmitten einer hügeligen Landschaft, die sehr idyllisch aussah. Die Häuser standen nicht, wie mit dem Lineal ausgerichtet, man hatte sie an den Hängen gebaut und auch an der Straße. Zumeist bestanden sie aus grauen Steinen. Auf einigen Dächern lag noch eine helle Schneeschicht.

Da die Ortseinfahrt etwas höher lag, bekamen wir einen sehr guten Blick über das Land. Zwischen mehreren Hügeln sahen wir auch einen blaugrünen, runden Fleck.

Ein See!

Und nicht weit entfernt, quasi über der Wasserfläche liegend, stand das Schloß wie ein Beobachter aus Stein, der nicht nur auf den See blickte, sondern auch auf den Ort.

»Halt mal an, John!«

Ich stoppte am Straßenrand. Beide stiegen wir aus und hielten unsere Gesichter gegen den Wind, der hier ziemlich stark wehte. Suko deutete zum Schloß. »Sieht das unbewohnt aus?« fragte er.

»Eigentlich nicht.«

»Es wirkt auch nicht zerfallen.« Er tippte mich an. »Ich glaube, deine Totenbraut hatte recht. Da wird sich möglicherweise noch etwas tun.«

»Aber keine Hochzeit mit mir.«

»Wäre mal was Neues«, meinte Suko.

»Willst du mich nicht vertreten?«

»Ich werde höchstens dein Trauzeuge sein.«

»Nein, da nehme ich nur Geister.« Mein Blick fiel auf die Uhr. »Wir sollten nicht zu lange hier herumstehen. Ich möchte das Schloß noch im Hellen sehen.«

»Dann komm.«

»Aber nicht direkt zur Burg. In Les Baux bekommen wir sicherlich bessere Informationen.«

Der Ort wirkte verschlafen. Es war einfach zu kühl. Die Menschen hielten sich in den Häusern auf.

Über den Kaminöffnungen sahen wir dünne Rauchfäden.

Es gab auch zahlreiche Geschäfte, Häuser mit Hinterhöfen, Restaurants und Bistros. Vor einem Friseurladen stand der Meister und schaute gegen den trüben Himmel, als würden von dort Kunden

kommen.

Ich hielt neben ihm. Neugierig kam er näher. Er war klein, dunkelhaarig, und als Manneszierde wuchs auf seiner Oberlippe ein dunkler Schnauzbart.

»Sie sind fremd«, sagte er sofort.

»Oui, Monsieur, und wir möchten zum Château Dufour.«

Er hob die Augenbrauen, so daß sie zwei Bögen bildeten. »Sind Sie von der Baufirma.«

»Natürlich.«

»Dann sagen Sie mal Ihren Leuten, daß sie sich mit dem Umbau beeilen sollen.«

»Wie weit sind sie denn?«

»Keine Ahnung, ich war lange nicht mehr oben. Aber im Frühjahr sollen die ersten Gäste kommen. Man will aus der Burg ein Romantik-Hotel machen. Was rede ich, das wissen Sie ja.«

»Klar, nur möchten wir gern den direkten und schnellsten Weg zur Burg wissen.«

»Das geht in Ordnung.« Er sprach sehr schnell, so daß ich mich konzentrieren mußte, um ihn zu verstehen. Wir bedankten uns recht herzlich und fuhren ab.

Der Weg führte in Serpentinen den Hügel hoch. Schneereste begleiteten uns. Je höher wir kamen, um so größer wurden sie. Zudem blies ein kalter Wind, der mit den kahlen Zweigen der Laubbäume spielte und auch das harte Wintergras bog. Sogar einen Schäfer sahen wir. Er stand bei seiner Herde und schaute unserem Wagen nach.

Den See verloren wir nie aus dem Blick. Er begleitete uns auf der Fahrt. Sein Ufer war mit einem Schilfgürtel bewachsen. Boote entdeckten wir keine auf der Wasserfläche. Sie lag still und starr unter uns wie dunkelblaues Eis.

Die letzte Kurve vor dem Schloß schien kein Ende nehmen zu wollen. Büsche wuchsen bis über den Weg. Fahrzeuge hatten tiefe Reifenspuren im feuchten Boden hinterlassen.

Endlich lag die Kurve hinter uns, und wir konnten auf den freien Platz vor dem Schloß fahren.

Frei stimmte nicht ganz, denn wir sahen drei Fahrzeuge. Lieferwagen, die zu der Firma gehörten, die Umbauten vornahm. Eine Mauer, die als äußere Begrenzung zwischen dem Gebäude und einem Innenhof stand, wie wir es von anderen Burgen oft genug kannten, existierte nicht. Dafür sahen wir das Gerüst, das sich an der Vorderfront festhielt. Auf den schmalen Stegen entdeckten wir Arbeiter.

Wir stiegen aus.

Hier oben war es kühler. Unser Blick fiel in das Dorf hinab und auch weiter über die Höhenzüge hinweg, wo wir in der Ferne abermals

kleine Orte liegen sahen.
Wer hier im Sommer und bei strahlendem Sonnenschein Urlaub machte, konnte sich freuen.
Das Château gehörte zu den kleineren Bauten. Es glich mehr einem Herrenhaus. Türme sahen wir nicht, dafür eine Fassade, wo zahlreiche Erker und viel Stuck einen etwas kitschigen Eindruck hinterließen. Auf dem Dach standen zwei Türmchen mit spitzen Dächern, auf denen Schnee lag. So sahen sie aus, wie mit Puderzucker überstreut.
Unsere Ankunft war bemerkt worden. Die Arbeiter ließen sich jedoch nicht stören, sie störten uns auch nicht.
»Wenn es hier einen Chef gibt«, sagte Suko, »wird er sich sicherlich im Schloß aufhalten.«
»Wieso?«
»Chefs stehen meist nicht im Kalten.«
»Stimmt auch wieder.«
Die Tür stand gerade so weit auf, daß wir hindurchpaßten. Wenig später standen wir in einer Halle, die ziemlich groß war, aber mehr einer Baustelle als einem Entree in ein elegantes Schloß glich.
Auch im Inneren waren Gerüste aufgebaut. Die große Treppe nötigte mir ein achtungsvolles Nicken ab. Sie schwebte frei, besaß breite Stufen, bestand aus Holz und glich schon eher einem Kunstwerk.
Um sie vor Beschädigungen zu schützen, war dicker Filz auf die Stufen gelegt worden.
Der Boden zeigte eine Staubschicht, in der sich die Fußtritte der Arbeiter verteilten. Schwere und breite Scheinwerfer schossen ihre Lichtstrahlen schräg gegen Decke und Wände, wo abgeschliffen und gemalt wurde.
Auch den Chef entdeckten wir. Jedenfalls hielten wir den Mann im grünen Parka dafür. Er hockte an einem Tapetentisch, den er zu einem Schreibtisch umfunktioniert hatte, und telefonierte. Er sprach nicht, er schrie in den Hörer und redete dabei so schnell, daß wir ihn kaum verstehen konnten. Der Mann war ziemlich groß, er hatte dichtes, dunkles Haar und ein etwas unförmiges Gesicht mit einer sehr großen, dicken Nase, die leicht gerötet war.
Der Tisch war mit Papieren, Stiften und Zeichnungen übersät. Daß wir vor ihm stehenblieben, nahm er wohl zur Kenntnis, er kümmerte sich aber nicht um uns, sondern redete weiter. Dabei umklammerte er den Hörer so hart, daß ich befürchtete, er würde ihn zerbrechen.
Während er sprach, zitterten die Härchen auf seinem Handrücken. Sie sahen aus wie ein dichter, dunkler Flaum. Irgendwo im Hintergrund dudelte ein Radio. Einer der Arbeiter hatte es neben sich auf dem Gerüststeg stehen.
Schließlich war der Chef fertig. Mit einem wütend gesprochenen »Merde« schleuderte er den Hörer zurück, sackte leicht in sich

zusammen und ähnelte dabei einem bayerischen Politiker.
Sekunden vergingen. Der Kerl schien eingefroren zu sein, bis er mit einer ruckartigen Bewegung den Kopf hob und uns aus seinen dunklen Augen fixierte.
»Wer sind Sie, und wo kommen Sie her. Was wollen Sie?«
»Mit Ihnen reden«, erwiderte ich.
»Ich habe keine Zeit, wir sind in Druck. Das verdammte Wetter hat die Arbeiten verzögert. Dann hat uns ein Lieferant draufgesetzt, so daß wir die Bäder oben nicht einrichten können. Sie sehen also, daß ich beschäftigt bin und keine Zeit habe.«
»Wir haben nur Ihre Leute arbeiten sehen«, erklärte ich.
Jetzt sprang er auf. Wir erkannten, daß es sich bei dem Mann um eine Sitzgröße handelte. Wenn er stand, war er kaum größer, dafür sehr breit in den Schultern.
»Was erlauben Sie sich!« fuhr er uns an. »Soll ich Sie eigenhändig rausschmeißen?«
»Nein, nur ein wenig freundlicher behandeln. Das ist doch nicht zuviel verlangt - oder?«
»Wer sind Sie?«
Suko und ich stellten uns vor und fügten hinzu, daß wir aus London kamen.
»Wie schön für Sie. Na und?«
Mein Blick fiel auf sein linkes Parkarevers. Dort steckte ein Schild, auf dem auch sein Name stand.
Er hieß Perell. Natürlich hatte ich mir eine glaubhafte Erklärung einfallen lassen und rückte damit heraus. »Monsieur Perell, wir sind tatsächlich gekommen, um uns davon zu überzeugen, wie weit Ihre Arbeiten gediehen sind.«
»Sie hätten noch drei Monate warten sollen.«
»Unsere Kunden wollen aber jetzt schon informiert werden. Wir wollen deshalb noch einige Zusatzseiten in unseren Katalog einheften.«
Er nickte. »Ich verstehe, Sie sind von einer Reisefirma.«
»Ja, Monsieur Perell. Wir arbeiten für *World Around.«*
»Kenne ich nicht.«
Die kannte ich auch nicht. Ich hatte sie nur soeben erfunden. »Es ist uninteressant, jedenfalls hat man uns geschickt, damit wir uns hier einmal umsehen.«
Er schaute uns scharf an. »Wollen Sie sich auch nach konkreten Terminen erkundigen?«
»Das hatten wir eigentlich vor.«
Seine Hand wischte durch die Luft. Es war eine schwielige Hand. Perell kam sicherlich selbst vom Bau. »Nein, und abermals nein. Sie sehen ja selbst, was hier los ist. Wir sind nie in drei Monaten fertig.

Wenn Sie unbedingt Ihren komischen Katalog fertigstellen wollen, schreiben Sie hinein, daß die ersten Urlauber hier frühestens im Herbst antanzen können. Der Frühling kommt nicht in Frage, und für den Sommer kann ich ebenfalls nicht garantieren.« Er deutete die Treppe hoch. »Sie können sich gern oben umschauen. Die Badezimmer sehen fürchterlich aus. Wie wir das alles schaffen sollen, ist mir ein Rätsel.« Er begann wieder zu schimpfen. »Es ist auch eine verdammte Schweinerei, daß wir unter Druck gesetzt werden.« Sein ausgestreckter Zeigefinger deutete einmal auf mich, dann wieder auf Suko. »Firmen, für die Sie beide arbeiten, wissen überhaupt nicht, wie der Hase läuft. Die wollen alles schnell haben, um möglichst bald das Klingeln der Geldstücke in den Kassen zu hören.«

»So ist das auch nicht«, schwächte Suko ab.

»Und ob es so ist.« Er holte Luft, um weiterzusprechen, als das schwarze Telefon klingelte.

Perell starrte es ernst an, dann schnappte er den Hörer, riß ihn hoch und preßte ihn gegen das Ohr.

»Ja, was ist denn jetzt schon wieder los?«

Plötzlich war er ruhig, schüttelte den Kopf und sprach mit leiser Stimme weiter. »Ja, die sind hier. Ich gebe Ihnen einen von Ihnen. Da, für Sie.« Er drückte mir den Hörer in die Hand, während er sich gleichzeitig umwandte, zu seinen arbeitenden Leuten auf dem Gerüst hochschaute und plötzlich zu ihnen lief.

Weshalb er sie anfuhr, hörte ich nicht, denn ich konzentrierte mich auf die weiche Stimme, die aus dem Hörer zu fließen schien.

»Ich begrüße dich bei mir…«

Suko sah, wie mein Gesicht hart wurde. »Hallo Margaretha«, sagte ich leise.

»Ja, ich bin es.«

»Wir sind ebenfalls gekommen.«

»Ich sah euch, aber ich muß dir sagen, daß du mich enttäuscht hast. Du hättest allein kommen sollen.«

»Davon hast du nichts gesagt.«

»Ich hatte es mir anders vorgestellt. Schade für deinen Freund. Er wird sterben, wenn wir heiraten.«

»Nun warte erst mal ab. Ich habe dich noch nicht gesehen, Margaretha. Außerdem sind noch andere Personen hier. Das Schloß wird umgebaut, das hättest du wissen müssen.«

»Sie werden bald verschwunden sein. Ich gebe dir noch einen Rat. Wenn du deinen Freund retten willst, sorge dafür, daß er dich verläßt. Ich will dich allein haben.«

»Ja, ich verstehe.«

»Du wirst mich sehen, aber zuvor werde ich noch ein Zeichen setzen, damit alle begreifen.«

In mir schlug eine Alarmklingel an. »Von welch einem Zeichen sprichst du, Margaretha?«
Sie hatte die Verbindung bereits unterbrochen, und auch ich legte den Hörer auf die Gabel.
»Was hat es gegeben?« Suko schaute mich an.
»Nicht viel, mein Lieber, oder doch einiges.«
»Komm, erzähl.«
»Du sollst verschwinden. Sie gibt dir noch eine Chance. Bleibst du, wird sie dich töten.«
Suko grinste schief. »Das wollten schon viele. Deshalb nehme ich es nicht so tragisch. Was will sie wirklich?«
»Zwei Dinge. Zum einen möchte sie mit mir allein sein, zum zweiten will sie ein Zeichen setzen.«
»Welches?«
»Keine Ahnung, Suko. Sie hat von einem Zeichen gesprochen. Was das genau ist, steht in den Sternen.«
»Du bist mißtrauisch.«
»Klar.«
Ich drehte mich um. Perell stand noch immer unter dem Gerüst. Er schaute nur hoch und schimpfte seine Arbeiter nicht weiter aus. Mir fiel auf, daß keine Musik mehr erklang.
Dafür hörten wir etwas anderes.
Einen grauenhaften Schrei.
Er war draußen aufgeklungen, und das Echo drang durch den Türspalt in die Halle hinein.
Perell hatte ihn gehört, Suko ebenfalls und ich auch. Wir starteten fast gleichzeitig, nur waren Suko und ich schneller, zudem hatten wir in einem besseren Winkel zur Tür gestanden.
Wir liefen nach draußen und wären fast über den bewegungslosen Körper gestolpert, der verkrümmt und nur ein paar Schritte von der Tür entfernt lag.
Über uns erklang eine gellende Stimme. »Man hat ihn vom Gerüst gestoßen. Man hat ihn vom Gerüst gestoßen…!«

***

Jetzt endlich löste sich auch der Schreck bei den anderen Handwerkern. Ich hörte sie über Stege laufen und Leitern klettern, da kniete ich bereits neben dem Mann und stellte fest, daß er *nicht* tot war. Aber er war bewußtlos, konnte sich nicht mehr bewegen und mußte schwere innere Verletzungen haben. Beim Aufprall war auch seine Nase zerquetscht worden. Sie bildete einen blutigen Klumpen im Gesicht.
Perell kam fluchend und schimpfend heran. Sein Schatten fiel über mich, ich schaute hoch und hörte ihn wieder schreien. »Was ist das

denn wieder für ein Mist!«

Ich fuhr hoch. »Mensch!« schrie ich zurück. »Halten Sie endlich mal Ihr Maul!«

Die Arbeiter hörten uns zu, sie standen nicht weit entfernt. Perell, der Widerspruch nicht gewohnt war, zitterte vor Wut und holte langsam aus, während er die Hand dabei zur Faust ballte.

Aber da war Suko. Er packte zu. Perell mußte den Eindruck haben, mit seinem Handgelenk in einem Schraubstock zu stecken, so hart drückte der Chinese zu.

Perell verzog das Gesicht. Schweiß trat auf seine Stirn.

»Reicht es?« fragte ich.

»Das ist meine Baustelle!« keuchte er.

»Aber vor Ihren Füssen, Monsieur Perell, liegt ein Verletzter. Ich weiß nicht, wie lange der Mann noch lebt. Vielleicht kommt er durch, wenn er rechtzeitig in ein Krankenhaus geschaffen wird. Daran sollten Sie denken.«

»Bon, lassen Sie mich los!«

Suko löste den Griff. Perell drehte sich um, sagte aber nichts und rieb sein Gelenk.

Ein Mann in der Arbeitskleidung eines Maurers drängte sich durch die Zuschauer. Er bewegte seine Arme heftig, das Gesicht war bleich, in seinen Augen las ich das Entsetzen.

»Was ist passiert?« fragte ich ihn.

»Gestoßen, man hat ihn gestoßen. Vom Gerüst.« Er war so aufgeregt, daß er stotterte.

»Und wer?«

»Es war eine Frau.«

Ein schallendes Gelächter übertönte den letzten Teil der Antwort. Perell hatte es ausgestoßen. »Bist du verrückt? Eine Frau soll Mario vom Gerüst gestoßen haben?« Perell ging geduckt auf den Arbeiter zu und schlug seine Handfläche klatschend gegen die Stirn. »Das ist doch Wahnsinn! So etwas hast du dir nur ausgedacht.«

»Nein, Chef, habe ich nicht.«

»Und wo soll die Frau so plötzlich hergekommen sein? Kannst du mir das sagen?«

»Sie war da.«

»Ach, einfach so?«

»Ja, sie stand neben uns. Und wissen Sie, wie die aussah? Wie ein Geist, ein Gespenst. Sie… sie streckte den Arm aus, berührte Mario, der sagte, daß ihm so kalt wäre, dann stieß sie ihn vom Gerüst. Ich… ich stand daneben und schaute zu.«

Perell drückte seinen Kopf zurück und fing an zu lachen. Das Gelächter hallte über den Vorplatz.

»Nein, nein, was bin ich doch von Idioten umgeben! Aber gut,

Romain, du hast es gesehen und wirst es den Bullen auch erzählen können.«
»Ja.«
»Weißt du, was die mit dir machen? Die nehmen dich fest, weil sie vermuten, daß du Mario vom Gerüst gestoßen hast. Ihr hattet doch oft genug Streit, ihr beiden.«
Romain ging zurück und streckte dabei abwehrend die Hände vor. »Nur beim Kartenspielen, mehr nicht.«
»Das reicht schon.«
»Mir reicht es eigentlich auch«, sagte Suko. »Wollen Sie nicht endlich für den Verletzten sorgen?«
Perell nickte. »Ja, ist gut, wir werden fahren. Feierabend für heute, Männer.«
Suko und ich kümmerten uns um den Verletzten. Behutsam hoben wir ihn an. Wenn er tatsächlich innere Verletzungen besaß, mußten wir ihn vorsichtig tragen.
Es wurden Decken bereitgelegt und auf der geschützten Ladefläche eines Wagens ausgebreitet.
»Einer von Ihnen muß neben ihm sitzen«, sagte ich. »Er darf bei der Fahrt nicht zu starken Erschütterungen ausgesetzt werden.«
Romain nickte. »Das übernehme ich.«
»Gut.«
Perell fuhr mit seinem eigenen Wagen, einem alten Peugeot 404. Er stoppte noch einmal neben uns und streckte seinen Kopf aus dem Fenster. »Wollen Sie nicht auch verschwinden?«
»Nach Ihnen, Perell. Keine Sorge, wir arbeiten hier nicht weiter.«
»Sie bestimmt nicht.« Er fuhr an.
»Ein widerlicher Mensch«, sagte Suko.
»Ja, nervös und überreizt.«
Suko und ich drückten dem Verletzten beide Daumen, daß er durchkam, während wir dem Wagen nachschauten.
»Das ging schnell«, sagte mein Partner, »als hätten sie es plötzlich mit der Angst zu tun bekommen.«
»Das ist gut möglich.«
»Glaubst du die Aussage dieses Mannes?«
»Sicher. Außerdem hat meine Totenbraut von einer Demonstration gesprochen, die sie uns vorführen wollte. Vielleicht war es auch eine Warnung für dich, damit du verschwindest.«
»Soll ich denn?«
»Ich weiß nicht.«
»Du bist dir also nicht sicher?«
»So ist es.«
Wir standen beide vor dem Schloß. Neben uns wuchs die Fassade hoch mit ihren Gerüsten. Es näherte sich bereits die Dämmerung, der

Himmel war dunkler geworden, und der Wind wehte stärker über die Hügelkuppen.
»Laß uns hineingehen«, schlug ich vor.
Suko lachte. »Du hast noch immer keine Lösung gefunden und weißt nicht, ob du mich lieber weghaben willst.«
»So ist es.«
Wir betraten die Halle. Die Männer hatten die Scheinwerfer nicht gelöscht. Über uns vereinigten sich die Lichtkegel zu einer hellen Kuppel.
Unsere Gestalten malten lange Schatten auf dem Boden. Bevor wir zu einer Lösung kamen, schrillte wieder das Telefon.
»Das ist sie«, sagte ich, ging hin und nahm den Hörer. Ich brauchte mich nicht zu melden, denn sie war schneller.
»Jetzt sind wir fast allein!« hauchte sie.
»Ja, das stimmt. Aber du hast einen Menschen auf dem Gewissen. Vielleicht stirbt er nicht, aber er wird sein Leben lang gezeichnet sein.«
»Ich wollte dir etwas beweisen.«
»Nicht so.«
»Es ist mir egal. Was zählt ein Menschenleben gegen mich?«
Nein, es hatte keinen Sinn, sie vom Gegenteil überzeugen zu wollen. Das wäre mir sicherlich nicht gelungen. Ich stellte die nächste Frage: »Was willst du?«
»Dich.«
»Ja, ich bin hier.«
»Und ich will, daß er verschwindet, dein Freund. Ich gebe ihm noch eine Chance, sonst werde ich ihn vernichten.«
»Wo soll er denn hin?«
Sie lachte leise. Überhaupt hörte sich ihre Stimme an, als wäre sie meilenweit entfernt. »Er kann zum See gehen und auf uns warten.«
»Werden wir auch dort sein?«
»Ja, als Braut und Bräutigam.«
»Gut, ich bin einverstanden.«
»Er soll sofort gehen.«
»Ich rede mit ihm.«
Das Freizeichen erklang, und ich legte den Hörer wieder auf. Suko kam auf mich zu. »Ja, ich kann mir denken, was sie von dir verlangt hat. Sie will, daß ich verschwinde.«
»Genau.«
Er schaute zu Boden. »Und was willst du?«
»Vielleicht das gleiche.«
»Du begibst dich ohne Rückendeckung in Gefahr, John?«
»Das kann man so nicht sagen. Bisher ist eingetroffen, was sie prophezeit hat. Diesmal sprach sie davon, daß du unten am See

warten sollst. Dort wirst du uns treffen.«

Suko legte einen Finger unter sein linkes Auge und zog die Haut nach unten. »Das riecht nicht nur, nein, das stinkt schon nach einer Falle. Oder sehe ich das falsch?«

»Kann sein.«

»John, ich merke, daß du mich loswerden willst. Du möchtest mit deiner Totenbraut allein sein.«

»Sie hat Möglichkeiten, dich zu töten.«

»Das haben andere Dämonen auch«, erwiderte Suko ungeduldig. »Was steckt tatsächlich dahinter?«

»Ich will eben mehr über Hector de Valois herausfinden. Kannst du das nicht verstehen?«

»Schon.«

»Dann tu mir den Gefallen und fahr bitte. Warte am Seeufer, den Weg wirst du sicherlich finden.«

Suko nickte. »Aber eines sage ich dir noch überdeutlich, mein Lieber. Für mich ist das eine Falle, auch am See.«

»Aber erst, wenn wir dort sind.«

»Möglicherweise schon vorher.«

Ich brachte meinen Freund noch nach draußen. Die Umgebung sah aus wie eine Trennlinie zwischen Licht und Schatten. Auf der einen Seite noch die regenklare, allmählich zurückdrängende Helligkeit des Tages, auf der anderen, als Gegenpol, die Dämmerung, die sich als breites Band immer weiter vorschob.

»Mondklar wird es nicht werden«, meinte Suko, als er die Fahrertür öffnete. »Wir könnten mit einer dunklen Nacht rechnen.« Er ließ sich auf den Sitz fallen.

Ich hämmerte die Tür zu, mein Freund kurbelte noch die Scheibe herunter. »Gib auf dich acht, John. Das hier ist ein verdammt böses Spiel, habe ich das Gefühl.«

»Und paß du auch auf.«

»Sicher. Zum Glück kann ich schwimmen.«

Er startete. Ich trat zur Seite, sah Sukos Winken und schaute auf das Heck des Wagens, das sich langsam in die erste Kurve hineinschob. Ich wartete so lange, bis ich auch das Geräusch des Motors nicht mehr hörte und ging wieder zurück in das Schloß, um auf meine Totenbraut zu warten…

***

Die ersten Minuten ließen sich noch ertragen, danach überkam mich das Gefühl der Leere und Einsamkeit. Es regte sich nichts. Kein Mensch hielt sich mehr in dem alten Gemäuer auf, das zu einem Romantik-Hotel umgebaut werden sollte.

Es war eine Ruhe, die ich als trügerisch empfand. Hin und wieder

hörte ich aus verschiedenen Richtungen ein Knacken und das leise Summen eines Generators, der für die Stromerzeugung zuständig war. Die Arbeiter hatten alles liegen- und stehenlassen und die Baustelle Hals über Kopf verlassen.

Wenn ich darüber nachdachte, kam ich mir vor wie in einer modernen Filmkulisse, die jemand in ein altes Schloß gestellt hatte. Es war einfach unwirklich, draußen nahm die Dunkelheit immer mehr zu, ich war der einzige Mensch weit und breit, spürte den Atem der Natur, der durch die offene Tür in die Halle drang, und drehte langsam meine Runden. Dabei lauschte ich dem Klang meiner eigenen Schritte, passierte den provisorischen Schreibtisch, wo die Unterlagen durcheinander lagen, und hob mit einer spielerisch anmutenden Bewegung den Telefonhörer ab.

Es erklang kein Freizeichen…

Ich verfolgte die Schnur, man hatte einen provisorischen Anschluß erstellt, sie war durchtrennt worden. Meine Totenbraut wollte auf Nummer Sicher gehen.

Ich war bewaffnet. Beretta, Kreuz, auch den Dolch hatte ich mitgenommen. Ungewöhnliche Dinge für eine Trauung, aber soweit wollte ich es nicht kommen lassen.

Ich schaute in die Höhe.

Gleißendes Licht erfüllte die Decke des Raumes. Sie wirkte wie eine große Kuppel.

Mein Blick wanderte weiter und erfaßte die Treppe. Wenn ich sie so ansah, verstärkte sich bei mir der Eindruck, auf einer Bühne zu stehen. Ich schritt der Treppe entgegen. Lichtstrahlen trafen meinen Rücken und warfen von meiner Figur ein Schattenbild, das mich bei meinem weiteren Weg begleitete.

Vor der ersten Stufe der breiten Treppe blieb ich stehen. Sie schwebte frei, hinter dem ersten Absatz, waren zwei Bretter quer von Wand zu Wand genagelt worden, um anzuzeigen, daß ein Durchgang nicht erwünscht war.

Margaretha Dufour ließ sich nicht blicken. Die Totenbraut, die es mit Sukos Abreise so eilig gehabt hatte, spielte mit mir. Ein Psycho-Krieg hatte begonnen, den ich nicht verlieren wollte. Nicht ich wollte etwas von ihr, sondern sie von mir, also würde sie sich melden, auf welche Weise auch immer.

Ich dachte über ihr Schicksal nach. Welches Ereignis konnte sie zu dem gemacht haben, was sie jetzt war? Sicherlich ein schwarzmagisches, aber hatte Hector de Valois sich tatsächlich eine Frau nehmen wollen, die mit der anderen Seite in Verbindung stand?

So etwas konnte ich mir einfach nicht vorstellen. Da mußten noch andere Dinge eine große Rolle gespielt haben.

Noch sah ich sie nicht, war jedoch überzeugt, von ihr aus dem

Unsichtbaren beobachtet zu werden.

Vielleicht war sie gleichzeitig ein Gespenst und ein Zombie, möglich war schließlich alles. Überraschungen hatten meine Gegner immer auf Lager.

Da platzte der erste Scheinwerfer!

Ich hörte das Splittern, wurde aus meinen Gedanken gerissen, duckte mich unwillkürlich und kreiselte herum, genau in dem Augenblick, als auch der zweite Scheinwerfer zu Bruch ging.

Es war merklich dunkler geworden. Die beiden letzten Scheinwerfer warfen ihre Lichtstrahlen von mir weg, aber auch sie sollten nicht mehr lange brennen.

Das Geräusch des splitternden Glases und der zerstörten Lampen regte mich kaum noch auf, ich wurde von den Überresten nicht getroffen. Statt dessen wartete ich auf Margaretha Dufour.

Sie ließ sich Zeit, machte es spannend und wollte wahrscheinlich das diffuse Graulicht in der Halle ausnutzen, um ihren Auftritt noch spektakulärer zu gestalten.

Dann hörte ich sie. Ich wurde nicht angesprochen, nur ein leises Lachen vernahm ich. Es war über mir aufgeklungen. Ich drehte den Kopf, schaute zur Treppe hin.

Da stand sie.

Margaretha - meine Totenbraut!

***

Von einem unguten Gefühl konnte Suko schon nicht mehr sprechen, es hatte sich verdichtet und war zu einer regelrechten Psychose für ihn geworden.

Daß er allein fuhr, gefiel ihm ganz und gar nicht. An dieser Falle konnte man riechen, die Totenbraut wollte John Sinclair für sich haben und Suko warten lassen.

Er schaute einige Male in den Spiegel und stellte fest, daß er vom Schloß her nicht mehr beobachtet werden konnte. Deshalb fuhr der Inspektor rechts ran, stoppte und stieg aus. Er wollte die Strecke heimlich und zu Fuß zurückgehen.

Über ihm wehte der Wind. Auf den freien Stellen am Hang lagen die Schneefelder wie gezeichnet.

Suko hielt nach einem Weg Ausschau, um sich quer durchs Gelände schlagen zu können, aber er kam nicht dazu, etwas legte sich plötzlich mit einer Totenkälte um seinen Hals, und eine Stimme flüsterte: »Rühre dich nicht von der Stelle, sonst werden dich meine Hände töten!«

Der Inspektor blieb steif stehen. Er atmete flach durch den offenen Mund. Ohne seinen Gegner gesehen zu haben, wußte er, daß es die Totenfrau war, die hinter ihm stand und ihn so überrascht hatte.

Suko senkte den Blick. Er wollte seinen Hals sehen, um die Hände erkennen zu können.

Es war nicht möglich, weil ihm das Kinn die Sicht nahm. Dafür hörte er ihre Frage.

»Warum bist du nicht gefahren, wie ich es dir gesagt habe?«

»Du willst ihn doch töten. Damit du freie Bahn hast, wurde ich weggeschickt.«

»Nein, so ist es nicht.«

»Wie denn?«

»Fahre zum See. Ich bin seine Geliebte, wir wollen den Bund schließen. Dort kannst du uns erwarten. Ich sage dir dies, weil du sein Freund bist.«

»Er wird dich nicht heiraten!« sagte Suko. »Er heiratet keine Tote.«

Margaretha lachte zischend. »Er muß mich heiraten, denn er hat es damals versprochen.«

»Nicht er, Hector de Valois.«

»Aber John muß alte Versprechen einlösen. Es ist ein Fluch, der ihn begleiten wird. Ich gehe jetzt zu ihm. Fahre du weiter, ich sage es nicht noch einmal.« Die Worte waren kaum gesprochen, als Suko wieder befreit durchatmen konnte, denn die kalten, für ihn nicht sichtbaren Totenhände hatten sich wieder von seinem Hals gelöst.

Er drehte sich um, aber da war niemand mehr. Suko hätte alles für einen Traum halten können, wären da nicht die kalten Stellen an seiner Haut gewesen, die sich anfühlten wie eisige Streifen. Dort hatten die eisigen Finger gelegen, und Suko bekam den Eindruck, als würde die Kälte an sechs verschiedenen Stellen die Haut durchdringen und in seinen Hals ziehen.

Durchatmen konnte er. Die kühle Luft füllte die Lungen aus. Er schaute sich noch einmal um, aber in der näheren Umgebung zeigte sich nichts mehr. Die Totenbraut hatte sich zurückgezogen.

Auch Suko ging. Er setzte sich in den Leihwagen und startete. Willig sprang der Motor an. Von nun an führte der Weg nur mehr bergab. Er rief sich in Erinnerung, daß der See auf der Herfahrt an der rechten Seite gelegen hatte, also mußte er jetzt seinen Blick nach links wenden, um eine Durchfahrt oder den Beginn eines Pfades zu entdecken.

Er schaltete das Fernlicht an. In der dunkler werdenden Luft hatte es einen bläulichen Schimmer bekommen, der wie ein Teppich über die am Wegrand stehenden Gewächse strich und diese anmalte.

Suko fuhr sehr konzentriert, obwohl sich seine Gedanken um John Sinclair und die Totenbraut drehten. Sie hatte mit John etwas vor, aber auch mit ihm, sonst hätte sie den Inspektor nicht mit einer so starken Konsequenz in Richtung See geschickt.

Was konnte sich dort abspielen?

Sukos Überlegungen wurden gestört, weil sich die kalten Stellen an seinem Hals noch immer gehalten hatten. Außerdem war die Haut am Hals rauher geworden!

Margaretha hatte ihn reingelegt. Es war ihr gelungen, ihm ihren Stempel aufzudrücken, und Suko unterschätzte diese Verletzung keineswegs. Je mehr Zeit verstrich, um so stärker konnte sie werden.

Bereits jetzt spürte er trotz der Kälte ein leichtes Brennen.

Aber er fuhr weiter. Immer hinein in das blaßblaue Licht der beiden Scheinwerfer, die den Teppich vor sich hertrugen. Die Hälfte der Strecke hatte er sicherlich hinter sich gelassen. Wenn er keine Abzweigung fand, mußte er nach Les Baux und sich von dort aus durchfragen.

Suko hatte Glück. An der linken Seite öffnete sich der Buschgürtel so breit, daß er den Renault hindurchfahren konnte. Zwar geriet er auf einen Trampelpfad, der an die Federung des Fahrzeugs höchste Ansprüche stellte, aber Suko stellte fest, daß er auf direktem Weg zu seinem Ziel gelangen würde.

Die Reise gestaltete sich zu einem Cross-Rennen. Immer wieder mußte er Hindernisse über- oder durchfahren. Der Renault bockte, er schaukelte und ächzte, aber er kam durch. Vorerst.

In einer schlangengleichen Kurve umruderte der Pfad sogar einen Wald, führte danach nicht mehr so steil hinab und war jetzt mit dichtem Gras bewachsen.

Letzte, graue Schneeflecken leuchteten wie matte Augen. Der Inspektor merkte auch, daß sich die Beschaffenheit des Untergrunds verändert hatte. Der Boden war weicher und auch feuchter geworden. Die Gefahr, steckenzubleiben, hatte sich vergrößert.

Noch vor wenigen Minuten hatte er den See sehen können. Jetzt, da er sich mit ihm ungefähr auf gleicher Höhe befand, war dies nicht mehr der Fall. Suko mußte schon so lange warten, bis er das Ende der Strecke und damit auch das Seeufer erreicht hatte.

Es wurde schwieriger, den Wagen zu lenken. Getauter Schnee hatte große Pfützen hinterlassen, die wahre Schlammlöcher bildeten, durch die sich der Renault kämpfte.

Manchmal wich Suko bewußt vom Weg ab und den Schneewasserlöchern aus. Dann fuhr er quer durch das Gelände. Mit der Kühlerschnauze schaufelte sich der Wagen den Weg frei, dann, als der Boden noch weicher wurde, sah Suko ein, daß es keinen Sinn mehr hatte. Zudem war er weit genug an den See herangefahren, dessen Oberfläche wie ein breiter, dunkelblauer, leicht grünlich schimmernder Kreis vor ihm lag.

Er stieg noch nicht aus. Die Konzentration auf die Strecke war verschwunden. Es gab andere Dinge, um die er sich kümmern mußte.

Da war sein Hals. Er brannte von innen, als hätte man Feuer in ihn

hineingeschüttet. Gleichzeitig war die dünne Außenhaut kalt wie Eis. Suko schaltete die Innenbeleuchtung ein, schaute sich den Hals im Spiegel an, sah zuerst nichts, bis er den Kopf näher an die glänzende Fläche heranbrachte und dort die Streifen entdeckte, die den fahlen Hautton einer Leiche aufwiesen.

Die Totenbraut hatte ihn geschwächt, daran gab es keinen Zweifel. Und bestimmt nicht ohne Grund.

Im Auto sitzenbleiben wollte er auch nicht länger. Suko öffnete die Tür und stieg aus.

Kaum stand er auf den Beinen, fühlte er die Schwäche. Ihm war zwar nicht schlecht, aber eine gewisse Kraftlosigkeit hatte von ihm Besitz ergriffen.

Es kam soweit, daß er den rechten Arm seitlich ausstreckte und am Wagendach Halt suchte.

Sollte er warten oder zum See gehen? Die Totenbraut hatte vom See gesprochen. Wahrscheinlich war die direkte Ufernähe gemeint gewesen. Er stemmte sich ab. Die ersten Schritte lief er torkelnd.

Es sah so aus, als hätte er Mühe, seine Füße vom Boden hochzubekommen. Wo er hergegangen war, blieben die Schuhabdrücke zurück.

Aber er riß sich zusammen und ging weiter. Suko gehörte zu den Kämpfern, die nie aufgaben. Da mußte man ihn schon bewußtlos oder totschlagen, um ihn außer Gefecht zu setzen.

Der weitere Weg gestaltete sich für ihn zu einer Qual. Mit offenem Mund atmete er, die Schritte waren schwer geworden. Manchmal tanzte der Boden vor seinen Augen wie ein Wellenmeer. Der Wind kam vom See her und fuhr in sein Gesicht. Er bewegte auch die hüfthohen Gewächse und griff in den Schilfgürtel, um ihn zittern zu lassen.

Auch Suko zitterte. Fieberschauer durchjagten ihn. Die Berührung der kalten Klauen schien ihm eine dämonische Krankheit gebracht zu haben, von der er sich nur schwerlich erholte.

Wie eine an langen Fäden gezogene Marionette taumelte er durch die unheimlich und geisterhaft wirkende Szenerie. Die Wolken wirbelten über den Himmel, der Mond hielt sich verborgen und schaute nur hin und wieder blaß und fahl hervor. Die Wasserfläche bekam ein gekräuseltes Muster.

Wellen liefen klatschend gegen das Ufer und rollten zwischen die Stäbe aus Schilf.

Suko hielt sich noch immer auf den Beinen. Die Gegenseite hatte ihn überrascht und auch erwischt.

Seine Kräfte erlahmten allmählich, aber er hatte den See erreicht.

Nicht überall am Ufer wuchs der Gürtel aus Schilf. Es gab auch Stellen, die frei waren. Und eine solche Stelle lag vor Sukos Blicken.

Für ihn der ideale Platz, um auf seinen Freund zu warten. Der Boden war schlammig, Suko hob mühsam die Füße und fand sogar eine kleine Erhebung vor, auf der er sich ausruhen konnte. Suko setzte sich so, daß er über den See blickte.

Es ging ihm etwas besser. Mit beiden Händen fuhr er über seinen Hals, fühlte nach und fand tatsächlich die Stellen, wo ihn die Hände erwischt hatten.

Sie brannten!

Vielleicht waren die Streifen rot oder dunkel, die ein Muster auf die Haut gelegt hatten. Jedenfalls hatten sie einen magischen Keim eingepflanzt, gegen den Suko vergeblich ankämpfte.

Die Totenbraut tat so harmlos, doch Suko hatte erlebt, wie grausam und gefährlich sie tatsächlich war.

Er stand auf.

Dabei kam er sich vor wie ein Greis, weil er so schwach war und noch zitterte.

Wieder fiel sein Blick über den See. Dort bewegte sich das Wasser in Wellen, rollte gegen das Ufer, schäumte, roch faulig und trotzdem frisch und begann an einer gewissen Stelle zu kreiseln und Schaumblasen zu produzieren.

Zuerst glaubte Suko an eine Täuschung. Er schrieb dieses Bild seinem Zustand zu, der nicht eben der beste war. Möglicherweise gaukelte man ihm Halluzinationen vor, aber das war echt.

Vielleicht auf der Seemitte oder auch ein Stück davor, geriet das Wasser in Bewegung. Der Schaum vermehrte sich. Dicke Blasen entstanden, die zerplatzten, um noch in der gleichen Sekunde neu zu entstehen. Das Rauschen empfand der Inspektor ebenfalls als unnatürlich. Irgend etwas mußte sich in dem Wasser befinden, das mit immenser Kraft aufstieg.

Suko vergaß seinen Zustand, er spürte auch das Brennen im Hals nicht mehr, für ihn zählte nur dieser außergewöhnliche und unerklärliche Vorgang.

Welches Geheimnis wollte der See freigeben? Was lauerte in seiner Tiefe und stieg jetzt hoch?

Suko dachte daran, daß man ihn nicht ohne Grund hier ans Ufer geschickt hatte. Möglicherweise sollte er vernichtet werden. Andere Kräfte übernahmen die Kontrolle, und die Totenbraut hatte ihn auf hinterlistige Art und Weise geschwächt.

Wellen rollten heran, schlugen gegen das Ufer, drangen auch in den Wald aus Schilf, so daß sich die Stäbe bewegten und gegeneinander schabten. Die schlagenden und schabenden Laute bildeten eine hart und fremd klingende Begleitmusik.

Der Schaumteppich nahm an Größe zu, die Kreise vermehrten sich, das Wasser »kochte«.

Plötzlich geschah es.
Suko, der Zuschauer, schrieb es zunächst seinem Zustand zu. Jemand gaukelte ihm etwas vor, die Kräfte der unheimlichen Margaretha reichten eben so weit, aber er hatte sich nicht getäuscht.
Der See entließ das Grauen!
Eine riesige dunkle Wand schnellte aus dem Wasser, peitschte die Wellen noch einmal hoch und war von schaumigen Fontänen begleitet, die wieder zusammensackten und auch den Schlamm mit sich rissen, den sie vom Grund hochgewirbelt hatten.
Nein, es war keine Wand, die Suko zu sehen bekam. Dieses grauenvolle Geschöpf, der Beherrscher des Sees, war ein Monstrum der Hölle. Ein Abgesandter aus dem Dämonenreich, ein Günstling des Teufels und gleichzeitig eine Kreatur, die morden wollte.
Es besaß einen dunkelgrün schimmernden Körper, gewaltige Arme, die durch Schwimmhäute mit dem Körper verbunden waren. Auch Schultern zeichneten sich ab. Sie wirkten wie eine gerade Linie, waren jedoch von einem mächtigen Schädel unterbrochen, der in der Schultermitte hochwuchs und ein Gesicht zeigte, das Ähnlichkeit mit dem eines Gorillas besaß.
Stumpf, grausam, ausgestattet mit einem gewaltigen Maul. Es war weit aufgerissen. Gefährliche, überlange Reißzähne blitzten wie stählerne Messer. Dazwischen befand sich eine knallrote Zunge.
Sie lag wie eingerollt im Schlund.
Auf der Stirn wuchsen kammartige Gebilde, unterbrochen von spitzen Hörnern. Sie erinnerten an verkehrt herum aufgestellte Elefantenzähne. Hände erinnerten an lange Zinken, die Krallen waren auch ebenso spitz.
Das aus dem See gestiegene Monstrum war eine Mischung aus Gorilla und Vampir, jedenfalls ein Riese.
Die Augen konnte Suko nicht erkennen, weil sie sehr klein waren und zwischen Hautfalten verschwanden.
Der Anblick des Monstrums ließ Suko das Brennen am Hals vergessen, aber nicht die Schwäche. Er ging davon aus, daß sich diese Kreatur nicht nur im Wasser aufhalten konnte, sondern auch an Land sehr beweglich war.
Und genau dort stand er.
Das Monster blieb noch im Wasser. Seine Füße waren nicht zu sehen, nur eben der häßliche Schädel und der Oberkörper. Die Bestie bewegte die Beine unter Wasser weiter.
Sie hatte auch ein Ziel, das Ufer!
Dort stand Suko!

***

»Willkommen zur Hochzeit«, vernahm ich die flüsternde Stimme der

Totenbraut, sah das dünne Lächeln auf ihren blassen Lippen und hörte das Kichern. »Nun sind wir allein.«

Sie hatte sich nicht verändert. Noch immer trug sie das durchsichtige Kleid, das mehr wie ein fein gewobenes Totenhemd wirkte und sehr eng an ihrem Körper lag.

Als Lebende hätte man ihr Gesicht als hübsch bezeichnen können, doch die Zeit hatte Spuren hinterlassen. Die Züge waren hart geworden. Sie hatten sich dem angepaßt, was hinter ihr lag. Und die Augen strahlten in einem tiefen Rot. Nicht die Farbe von Blut, auch nicht das Gegenteil davon, also sehr hell, nein, es war eine Mischung, und das Rot ihrer Augen unterstrich noch die unheimliche Aura dieser schmalen Gestalt mit den langen, schwarzen Haaren.

»Ja, ich habe meinen Freund weggeschickt.«

»Ich weiß«, erwiderte sie und behielt ihr Lächeln bei. »Nur wollte er nicht so recht. Da habe ich eben ein wenig nachhelfen müssen, wenn du verstehst.«

Mir wurde es im Hals eng. »Was hast du getan?«

»Ich schickte ihn zum See, wo er auf uns beide warten soll. Keine Sorge, tot ist er nicht, obwohl er es verdient hätte, weil er sich meinen Befehlen widersetzt hatte.«

Ich breitete die Arme aus. »Was sollen wir am See? Reicht es nicht, daß wir hier sind?«

»Doch, auch, aber ich will mit dir die Hochzeit feiern.«

»Du willst das.«

»Sicher.«

»Und wenn ich dagegen bin?«

Sie legte den Kopf ein wenig schief und schaute mich fast bedauernd dabei an. »Das würde mir aber sehr leid tun, und zwar nicht nur für mich, auch für deinen Freund.«

»Das verstehe ich nicht«, antwortete ich spontan. »Was hat mein Freund damit zu tun.«

»Er würde sterben.«

»Am oder im See?«

»Beides käme in Betracht, denn auch der See gehört mir. Ihm bin ich entstiegen. Er ist mein Reich, verstehst du? In ihm wohnt jemand, den ich schon sehr lange kenne. Ein Wesen, das mich beschützt. Ich stehe mit ihm in Verbindung. Wenn ich ihm den Befehl gebe, deinen Freund zu töten, wird es keinen Moment zögern, das verspreche ich dir.«

»Suko wird sich wehren können.«

Sie schüttelte wieder den Kopf. »Nichts weißt du, gar nichts. Er wird sich nicht mehr wehren können. Er hätte es möglicherweise geschafft, wenn er sich nicht meinen Befehlen widersetzt hätte. Aber ich traf und stoppte ihn. Da war es dann vorbei. Suko geriet unter ihren Bann. Er wird längst gespürt haben, daß er schwach ist. Ich habe ihm einen

großen Teil seiner Kräfte genommen. Mein Beschützer ist immer stärker.«

»Wer beschützt dich denn?«

»Er hat keinen Namen, ich habe ihn nur Ding genannt, mehr nicht. Er ist eben das Ding.«

Jetzt war ich auch nicht viel schlauer. Mich irritierte allerdings die Sicherheit, mit der Margaretha sprach. Nichts an ihren Aussagen oder Worten schien gelogen zu sein. Sie gab sich sehr selbstbewußt, und das wußte sie auch.

»Ist das Ding groß?« fragte ich.

»Eine Bestie, würdest du sagen. Sie hat mich töten sollen, aber soweit kam es nicht. Ich starb auf eine andere Art und Weise, und das Ding nahm mich unter seinen Schutz.«

Ich nickte ihr bedächtig zu. »Dann kann ich dich also als eine Tote bezeichnen, Margaretha?«

»Auf eine gewisse Weise ja. Die Hölle hat mich getötet, aber nicht so getötet, wie sie es eigentlich hätte machen sollen oder wie es von meiner Freundin gewünscht war. Verstehst du das?«

»Kaum.«

»Meine Liebe war einfach zu groß. Selbst der Hass einer Diablita konnte sie nicht zerstören. Ich…«

Ich war zusammengezuckt, als der Name Diablita fiel. Plötzlich hatte mich wieder die Vergangenheit eingeholt. Ich erinnerte mich an die schöne, gefährliche Frau und auch an ihre Killer-Gnome, mit denen sie sich umgeben hatte.

Diablita, das Phantom-Kommando, Hector de Valois, die gefährlichen Ritterspiele - damals hatte es mich in die Vergangenheit verschlagen, wo ich die Dinge hautnah miterlebte.

Auch Margaretha hatte bemerkt, was in mir vorging. Sie sagte: »Ich erwähnte Diablita. Kannst du mit ihrem Namen etwas anfangen?«

»Und ob.«

»Spricht man in dieser Zeit noch darüber?«

»Das nicht, aber mich hat es damals dorthin verschlagen. Ich habe ihr und ihren Mörder-Gnomen gegenübergestanden und habe auch Hector de Valois gesehen.«

»Du warst in meiner Zeit?« hauchte Margaretha.

»Ja.«

»Aber wir haben uns nie gesehen…«

»Vielleicht gab es dich da schon nicht mehr.«

»Das könnte so gewesen sein. Wie hast du Diablita empfunden? Sage mir die Wahrheit. Ich spüre, wenn du lügst.«

»Ich mochte sie nicht.«

»Dann war sie deine Feindin?«

»Das war sie.«

Margaretha gab noch keine Antwort. Sie schaute mich nur an. Schließlich bestätigte sie durch ihre Antwort meine Worte. »Ja, ich glaube dir, sie muß einfach deine Feindin gewesen sein. Ein jeder, der das Kreuz besitzt, ist ihre Feindin.«

»Du kennst das Kreuz?«

»Hector de Valois zeigte es mir.«

»Schau her!« Ich faßte die um den Hals hängende Silberkette mit spitzen Fingern an und holte das Kreuz hervor. Offen ließ ich es vor meiner Brust hängen.

Margaretha kam nicht näher. Sie schaute es sich an, und sie schien auch keine Angst vor dem Gegenstand zu haben. Schließlich nickte sie. »Ja, das ist es«, sagte sie mit fast singender Stimme. »Das ist das Kreuz des Hector de Valois, der einmal mein Geliebter gewesen ist. Du bist also sein Nachfolger.«

»Und was bedeutet dies?« erkundigte ich mich.

»Daß ich mich nicht geirrt und ich mir genau den Richtigen ausgesucht habe. Die Prophezeiung ist eingetroffen, jetzt kann ich meine Hochzeit nachholen. Man hat viel in mir zerstören können, aber nicht die Liebe zu dem Mann, der das Kreuz besitzt. Seinetwegen habe ich die schützenden Mauern des Klosters verlassen. Seinetwegen ging ich in die Falle, die mir Diablita stellte, denn sie war vor Hass, Wut und Eifersucht wie blind. Sie wollte nur noch den Tod. Verstehst du? Ich sollte nicht mehr leben. Sie wollte mich vernichten, aber sie hat es nicht geschafft.«

»Welchen genauen Grund hatte sie?« erkundigte ich mich.

»Der Grund hieß Hector de Valois. Diablita hatte sich in ihn verliebt, was ich sogar verstehen kann. Ja, sie liebte ihn, er war ein attraktiver Mann, und manchmal habe ich das Gefühl, daß er noch lebt oder nicht mehr unter der Erde liegt.«

»Das stimmt auch!«

Jetzt hatte ich sie überrascht. »Wieso?«

»Er ist zu einem silbernen Skelett geworden. Wir haben ihn gefunden, ich suchte sein Grab, und es waren die Templer, die mich unterstützten und sein Skelett wegbrachten.«

»Wohin?« rief sie.

»In die Kathedrale der Angst. Du wirst nichts mehr mit ihm anfangen können. Es ist besser, wenn man ihn in Ruhe läßt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Sag mir, weshalb er zu einem silbernen Skelett geworden ist? Warum verging er nicht zu Staub?«

Ich hob die Schultern. »Das gehört zu den Rätseln, die ich gern noch lösen möchte.«

»Ja, natürlich, du hast recht, man muß es lösen. Vielleicht können wir das zusammen…«

Ich unterbrach sie. »Was war mit Diablita? Sie hat dich in eine Falle

gelockt?«

Es dauerte eine Weile, bis Margaretha reden konnte. Sie schien aus einem tiefen Schlaf zu erwachen, schaute an mir vorbei und nickte bedächtig. »Ja, so war es, John. Als ich das Kloster verließ, wartete bereits die Kutsche. Die Oberin hatte mir mitgeteilt, daß Hector de Valois sie geschickt habe. Das stimmte nicht. Diablitas Schergen lauerten auf mich und zerrten mich in die Kutsche, wo sie über mich herfielen und mich entehrten. Es war eine grausame Zeit, die ich nie vergessen kann. Ich wurde irgendwann bewußtlos. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich gefesselt auf einem Bett wieder. Man wollte mit mir die Hexenprobe machen. Diablita und ihre Schergen schleuderten mich in den See, aus dessen Tiefe das Monstrum stieg. Aber ich wurde dem Teufel nicht geopfert. Diablitas Strafe sah anders aus. Ich sollte ein totes Leben führen, niemals Ruhe finden, immer auf der Suche sein und zwischen den Zeiten wandern. Nur hatte sie vergessen, daß meine Liebe unendlich groß war. Ich verlor eigentlich die Spur. Ich wußte von dem Kreuz, und ich wußte auch, daß ich nicht verloren war, solange es noch existierte. Ich wollte meine Hochzeit haben, und ich spürte, daß du es bist, den ich heiraten muß. Denn du hast das Kreuz bekommen.«

»Aber ich bin nicht Hector de Valois. Er ist tot, das mußt du begreifen.«

»Er ist in dir wiedergeboren. Du stehst nicht allein. Da du der Träger des Kreuzes bist, mußt du auch mit ihm Verbindung gehabt haben. Stimmt es?«

»Vielleicht.« Ich hatte nicht die volle Wahrheit gesagt. In der Tat hatte eine Verbindung zu Hector de Valois bestanden. Sein Gesicht hatte sich sogar auf meinem Kreuz gezeigt, als wir es mit dem Totenschiff der Templer zu tun bekamen.

»Es stimmt. Wer das Kreuz besitzt, kann nicht schlecht sein. Deshalb werden wir beide den Bund eingehen.«

»Nein!« widersprach ich. »Das ist unmöglich. Ich bin ein Lebender, du bist eine Tote. Ein Mensch kann keine Tote heiraten.«

Sie versteifte sich. »Nein, ich bin keine direkte Tote. Ich kann reden, ich kann…«

»Du lebst nicht so wie ich. Diablita hat dich mit einem grausamen, teuflischen Leben bestraft. Es ist schlimmer als der Tod. Ein Mensch muß sterben, so sieht es der gewaltige Kreislauf der Natur zu. Was aus Erde geschaffen wurde, muß wieder als Erde in diesen Kreislauf zurückkehren. Auch du kannst dich nicht dagegen stemmen.«

»Meine Liebe ist größer. Weißt du, was es für ein junges Mädchen bedeutet, die Klostermauern zu verlassen? In deiner Zeit möglicherweise nicht so viel wie in meiner. Ich habe den entscheidenden Schritt gewagt und das Kloster verlassen, deshalb

kann ich von meiner Liebe nicht lassen. Das mußt du einsehen.«

»Ich kann es nicht.«

»Gut, ich werde dir die entscheidende Frage stellen. Ich betrachte mich noch als deine Braut. Jetzt möchte ich von dir wissen, ob du mich heiraten willst?«

»Nein, niemals!«

Sie lachte meiner laut gesprochenen Antwort nach, als wollte sie noch das Echo in sich aufsaugen.

»Ich verstehe dich nicht, hast du denn keine Angst davor, daß dein Freund von dem Ding vernichtet wird. Es ist mein Beschützer, du hast es nicht gesehen, aber glaube mir, es existiert. In der Tiefe des Sees hockt es und wartet ebenfalls auf die Ereignisse. Hast du davor keine Furcht?«

»Schon.«

Margaretha lächelte. »Wie tief ist also eure Freundschaft? Würdest du den anderen opfern?«

»Das nicht.«

»Dann heirate- mich. Eine andere Möglichkeit gibt es für dich nicht. Ich will keine Braut mehr sein, sondern Frau. Du hast das Kreuz bekommen und eine Verpflichtung übernommen, daran solltest du immer denken, auch wenn du jetzt John Sinclair und nicht mehr Hector de Valois heißt. Verstehst du das?«

»Ja, ich habe es begriffen.«

»Handle danach. Ich gebe dir nur mehr eine kurze Bedenkzeit!«

Verdammt, dieses Wesen hatte mich in einen schlimmen Gewissenskonflikt gebracht. Lehnte ich ab, starb Suko. Sie war so fest von ihren Zielen überzeugt, daß sie im wahrsten Sinne des Wortes über Leichen gehen würde.

Aber konnte ich eine Tote ehelichen? Es wäre eine Farce gewesen, ein Bund, den ich nie eingehalten hätte.

»Die Antwort, John Sinclair!«

»Was geschieht, wenn ich dich heirate?«

Margaretha legte den Kopf schief.

»Kannst du dir das wirklich nicht vorstellen? Wir würden leben wie Mann und Frau. Ich würde dich begleiten und dir kein Hindernis sein. Du könntest dich auf mich verlassen.«

»Und wenn es eine andere Frau gäbe?«

»Wäre ich gezwungen, so zu handeln, wie es Diablita getan hat. Ich lasse mir den Mann nicht noch einmal nehmen.«

Für einen Moment schloß ich die Augen. Was mir hier vorgeschlagen wurde, war der reine Irrsinn.

»Wenn du so handelst wie sie, stellst du dich mit ihr auf eine Stufe.«

»Ja, ich weiß, aber manchmal muß man sich selbst überwinden, und ich bin soweit. Sagst du ja oder nein? Ich will deine Antwort jetzt

haben. Jetzt und sofort. Denke an deinen Freund.«

Es gab für mich keine andere Möglichkeit. Zudem glaubte ich nicht, daß dieses Wesen bluffte. Margaretha war so fanatisch geworden, sie würde alles andere aus dem Weg räumen, um ihr Ziel zu erreichen.

»Ja«, erwiderte ich, »wir werden heiraten…«

Das Monstrum kam!

***

Suko sah es wie einen breiten Berg, der sich näher und näher schob. Dabei wühlte es Schlamm und dunkles Wasser vom Grund her in die Höhe, so daß Wellen hochgepeitscht wurden und gegen das Ufer in den Schilfgürtel peitschten.

Es bewegte auch seine gewaltigen Arme und schaufelte sich förmlich den Weg frei.

Der Inspektor konnte nichts tun. Er fühlte sich schwach, gezeichnet von einer lebenden Toten, die an seinem Hals ihre Spuren hinterlassen hatte. Ihre Magie war mächtig, sie schwächte den Menschen, aber Suko war nicht wehrlos.

Noch besaß er eine Galgenfrist. Zudem bewegte sich das Monstrum nicht sehr schnell. Es wirkte so, als wollte es die Lage voll auskosten, um dann richtig zuschlagen zu können.

Er besaß als Waffe die Beretta, die er aber steckenließ. Die magische Kraft der Silberkugeln reichte möglicherweise nicht aus, zudem wollte er die Bestie nicht reizen.

Und da gab es noch etwas, das er bei sich trug. Auf diese Waffe hatte er sich bisher immer verlassen können, und er war auch bereit, sie heute wieder einzusetzen.

Die Dämonenpeitsche!

Gegen den monströsen Koloß ein lächerliches Ding, aber Suko wollte die Peitsche auch nicht gegen die Bestie einsetzen, ihm war eine ganz andere Idee gekommen.

Margaretha war es gelungen, ihn magisch zu zeichnen. Die Verletzungen an seinem Hals sprachen Bände, und die Dämonenpeitsche besaß ebenfalls magische Kräfte.

Es war zuerst nur eine fixe Idee von ihm gewesen, aber er setzte sie sehr schnell in die Tat um und zog die Peitsche aus dem Gürtel. Zwar nicht so elegant wie sonst, seine Bewegungen hatten viel von der meisten Kraft verloren, dennoch war er in der Lage, mit der Peitsche einen Kreis über den Boden zu schlagen, so daß die drei Riemen aus der Öffnung rutschten und mit ihren Enden den feuchten Untergrund berührten.

Suko vergaß das Monster, er konzentrierte sich auf sich selbst und seine Verletzung. Wieder mußte er sich hinsetzen. Das Klatschen der Wellen und das Rauschen des wild hochschäumenden Seewassers

umgab ihn, doch er ignorierte auch diese Geräusche.

Suko hob die Peitsche an. Er hielt den Griff mit beiden Händen fest und brachte die drei Riemen mit großer Anstrengung so weit hoch, daß er sie um seinen Hals legen konnte.

Sie wirkten dabei wie drei nebeneinander liegende Schlangenkörper. Magie gegen Magie, so hieß die Devise. Suko konnte nur hoffen, daß die Kraft der Peitsche so groß war, die andere Magie zu zerstören.

Mit einer Hand hielt er den Griff fest, die anderen Finger hatte er um die Enden der Peitsche gelegt.

Jetzt konnte er nur noch hoffen!

Und er hatte Glück.

Aber es war ein Kampf, der in seinem Innern tobte, er spürte das gewaltige Brennen nicht nur in der Brust, auch am Hals, wobei er das Gefühl hatte, einen flammenden Reifen als Kragen zu besitzen.

Die Welt verschwamm vor seinen Augen. Das Gesicht verzerrte sich, er sah einfach nichts mehr und merkte auch nicht, daß er allmählich zur Seite kippte, den Halt verlor und von seiner Sitzfläche fiel, sich überrollte und am Boden liegenblieb.

Wehrlos…

Suko befürchtete, genau das Falsche getan zu haben, weil er sich nicht mehr rühren konnte, aber das ging vorbei, und er spürte, wie die Kraft langsam zurückkehrte.

Er hatte gewonnen!

Seine Magie war stärker gewesen, als die der Totenbraut. Er bekam wieder Luft, das Brennen verschwand. Durch eine zuckende Bewegung rutschten auch die drei Riemen der Peitsche von seinem Hals und blieben im feuchten Ufergras liegen.

So wie Suko.

Er ruhte sich aus. Alles war ein wenig plötzlich gekommen, aber man ließ ihm nicht die Zeit.

Als sich ein Sprüh- und Gischtregen über ihn ergoß, wurde er wieder zurück in die Realität gerissen.

Er rollte sich auf die Seite und stand auf.

Das Monster war da!

Suko sah die gewaltige Bestie, als er sich drehte, und er sah auch die beiden Arme, die von zwei Seiten auf ihn zukamen wie gewaltige Scherenklammern.

Sie griffen zu.

Zwar tauchte Suko noch zur Seite, doch er schaffte es nicht mehr, diesem Griff zu entgehen.

Von zwei verschiedenen Seiten bekamen ihn die Pranken zu fassen, hielten eisern fest und rissen ihn danach in die Höhe, wobei er sich dem weit geöffneten Maul näherte…

***

Margaretha zeigte weder Freude, Überraschung noch Jubel. Sie nickte nur und erklärte: »Es war eine kluge Entscheidung von dir, dich so verhalten zu haben. Damit hast du zumindest ein Leben retten können. Das Ding hätte deinen Freund zerrissen.«

»Warum hat es das bei dir nicht getan?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht habe ich ihm einfach leidgetan, wenn du verstehst.«

»Oder war es Diablitas Magie?«

»Auch. Sie wollte ja, daß ich ewig lebe, aber sie ahnte nicht, daß ich einmal dir begegnen würde.«

Erst jetzt löste sie sich von der dritten Stufe. Sie mußte noch zwei weitere hinabschreiten, um die Treppe hinter sich zu lassen. Ich beobachtete sie dabei.

Den Kopf hielt sie stolz erhoben, so gehörte es sich für eine Siegerin. Eine Hand lag auf dem Geländer, sie schleifte über das Holz hinweg, und ich hatte wiederum nicht den Eindruck, daß es sich bei Margaretha um einen weiblichen Zombie handelte, obwohl einiges bei ihr dafür sprach.

Sie atmete nicht. Der Stoff des Kleides war hauchdünn. Innerhalb des Schlosses hatte sich die Kälte festgesetzt, doch Margaretha fror nicht. Es zeichnete sich auch keine Gänsehaut auf ihrem Körper ab. Bei jedem Schritt zitterte der Stoff ein wenig, er schmiegte sich bei den Bewegungen immer enger an ihren Körper. Ich sah das leichte Zittern der Brüste und auch den interessanten Schwung ihrer Hüften. Margaretha war eine schöne junge Frau. Ich verstand Hector de Valois, daß er sich in sie verliebt hatte.

Aber wie bei den berühmten Königskindern war es den beiden nicht gelungen, zueinander zu kommen. Nur war die Geschichte der Königskinder praktisch erledigt gewesen, ich jedoch war hier zwischen die Mühlsteine der in der Vergangenheit liegenden Vorgänge geraten und sollte nun das Erbe Hector de Valois' antreten.

Wahnsinn, eine Tote zu ehelichen. So etwas konnte auch nur mir passieren.

Margaretha hatte die Treppe endlich hinter sich gelassen, drehte sich nach links und kam direkt auf mich zu.

Auch ich blickte ihr entgegen und beobachtete sie genau. Zwar berührte sie bei jedem ihrer Schritte den Boden, dennoch bekam ich den Eindruck, daß sie schwebte. Es war ein leichtes Gleiten, mit dem sie sich mir näherte.

Vor mir blieb sie stehen.

Wir schauten uns gegenseitig an.

Es brannte kein Scheinwerfer mehr, draußen war es inzwischen dunkel geworden, dennoch konnte ich die Gestalt sogar ziemlich deutlich erkennen, denn von ihr strahlte ein weißblaues Leuchten ab,

das an der Stirn begann und bis zu den bloßen Füssen reichte, denn Schuhwerk trug meine Totenbraut nicht.

Sie streckte ihren Arm vor.

Meine lagen dicht am Körper. Im nächsten Augenblick spürte ich die Berührung an der rechten Hand, die sie mit ihren langen Fingern umklammerte.

Es war eine eiskalte Totenhand!

In Margarethas Adern schien Fischblut zu zirkulieren, so kühl und eisig fühlte sie sich an. Um mich anschauen zu können, mußte sie den Kopf heben.

»Ja, Geliebter, wir gehören zusammen, und wir werden jetzt zur Trauung schreiten.«

Auch das noch, dachte ich, hütete mich jedoch, dies auszusprechen und fragte statt dessen: »Wo soll diese Trauung stattfinden?«

»Hier, in meinem elterlichen Schloß, das wir beide wieder in Besitz nehmen werden.«

»Nein, nein«, sagte ich schnell. »Das wird kaum gehen. Man wird es umbauen, weil…«

»Nichts wird man, Geliebter. Du wirst schon bald erkennen müssen, wie stark ich wirklich bin.«

»Dann hast du auch den Mann vom Gerüst gestürzt?«

»Das war ich. Du hättest dir die Gesichter ansehen müssen, die sie machten, als ich plötzlich erschien.«

»Es war fast ein Mord!«

»Was sollte ich tun? Ich mußte die Menschen weghaben, weil ich mit dir allein sein wollte.«

»Es hätte bestimmt auch anders geklappt.«

Sie hob die Schultern. »Was soll es?! Jetzt sind wir allein und werden zur Trauung schreiten. Komm mit.« Sie faßte mich noch härter an und drückte mich so herum, daß ich nicht anders konnte, als in eine bestimmte Richtung zu gehen.

»Du kennst dich in meinem Schloß nicht aus, Geliebter«, sprach sie mich an. »Ich werde dich deshalb führen, denn du mußt die Räume kennenlernen, in denen du einmal mit mir zusammen wohnen wirst. Sie sind nicht so prächtig wie früher, die lange Zeit hat an ihnen gefressen, aber wir werden alles wieder herrichten. Wir beide, wo sich der eine auf den anderen verlassen kann, wie es bei einem Ehepaar sein muß.«

»Und wer wird uns trauen?« fragte ich.

Sie blieb stehen, auch ich verhielt meinen Schritt. Dies dicht vor einer Tür, die in einer Nische lag und verschlossen war.

»Wir brauchen niemand, der uns traut. Wir schaffen es allein. Du kennst doch die Sprüche, die aufgesagt werden müssen. Ich stelle die Fragen und du wirst mir die entsprechenden Antworten geben.

Weshalb sollte sich da noch ein Standesbeamter einmischen? Das dauert auch viel zu lange.«

»Was geschieht danach?«

»Da möchte ich dich überraschen.« Sie drehte mir ihr Gesicht zu und begann zu lächeln.

Ich dachte über diese Überraschung nach. Wie ich die Frau neben mir einschätzte, würden sie böse sein. Ich dachte an Glenda Perkins. Hatte sie mich nicht sehr intensiv vor der Totenbraut gewarnt?

Zwar hatte ich ihre Worte nicht in den Wind geschlagen, aber daß es so ablaufen würde, damit hätte ich nicht gerechnet.

Margaretha Dufour war es tatsächlich gelungen, mich reinzulegen, und ihr Trumpf dabei hatte Suko geheißen. Wie mochte es ihm ergangen sein? Hatte er die Begegnung mit dem mir unbekannten Ding bereits hinter sich. Wenn ja, lebte er noch, oder war er vielleicht schwerverletzt worden und sehnte sich nach Hilfe.

Die Totenbraut neben mir erriet meine Gedanken. »Du brauchst dir keine Sorgen um deinen Freund zu machen. Noch ist er am Leben. Er wird es auch so lange bleiben, wie du das tust, was ich will. Hast du gehört? Stelle dich nie gegen mich! Niemals. Sonst wird das Ding deinen Freund sofort vernichten. Ich kann dir die Schmerzen kaum beschreiben, die er dabei - erdulden muß.«

»Es reicht!«

Sie lachte leise und öffnete die Nischentür. Ein dunkler, auch enger Gang tat sich vor uns auf. Es roch feucht, aber auch nach Staub, Mörtel und ausgebrochenen Steinen. Nach den ersten Schritten schon knirschte unter unseren Sohlen die kleinen Steine, die auf dem Boden verteilt lagen. Ich fürchtete mich zwar nicht vor der Dunkelheit, es war mir dennoch unangenehm, durch die Finsternis zu schreiten, aber Margaretha wollte nicht, daß ich die Lampe hervorholte und leuchtete.

»Wir finden den Weg auch so, Geliebter.«

Der tunnelähnliche Gang war doch länger, als ich angenommen hatte. Er zog sich durch die gesamte Breitseite des Schlosses. Ich roch den Verfall und die lange Zeit, die diese Mauern schon standen.

»Hier habe ich mich als Kind oft bewegt«, erklärte Margaretha. »Es war wunderbar. Später wurde mein Leben zerstört, doch nun soll es wieder so wunderbar werden wie früher. Ich freue mich sehr darüber, ja, ich fange an, glücklich zu werden. Wenn wir beide die Trauung vornehmen, soll es so sein, wie es gewesen wäre.«

»Woher weißt du das denn?«

»Hector de Valois hat es mir gesagt. Er wollte die Trauung unter dem Zeichen seines Kreuzes vollziehen. Dazu kam es nicht mehr, aber wir werden diese Zeremonie wiederholen. Ich war glücklich, als ich das Kreuz sah, das du bei dir trägst.«

Ich schluckte. Margaretha hatte die Worte sehr sicher gesprochen. Ich fragte sie: »Und du hast keine Ahnung, daß sich das Kreuz einmal gegen dich stellen könnte?«

»Nein, das habe ich nicht. Hector de Valois hat ihm vertraut, ich mache das gleiche. Die Liebe zu ihm und dem Kreuz hat mir geholfen, die schwere Zeit zu überstehen. Kannst du das begreifen?«

Meine Antwort war ehrlich. »Nein, Margaretha, ich kann es nicht fassen. Du bist kein Mensch. Bisher hat mein Kreuz auf Wesen, zu denen du gehörst, anders reagiert. Es hat nicht geschützt, es hat getötet.«

»Dann waren sie nur schlecht.«

»Das kann sein.«

Wir hatten mittlerweile das Ende des Ganges erreicht. Die nächste Tür konnte ich nur ahnen, und auch deshalb nur, weil Margaretha stoppte und mich bat, das gleiche zu tun.

»Warte hier«, sagte sie und verschwand von meiner Seite. Ich hörte ihre Schritte jetzt vor mir.

In der Dunkelheit wartete ich. Ich kam mir vor wie jemand, der mit geschlossenen Augen träumt.

Aber ich hatte die Augen offen, und es war kein Traum, der mich überkommen hatte.

Margarethas Schritte verklangen. Eine Sekunde später hörte ich ein schleifendes Geräusch, dann sah ich einen grauen Schimmer, der von oben nach unten fiel und sein Ziel auf dem Boden fand.

Margaretha hatte eine Tür geöffnet und stand im grauen Dämmer. Sie hob einen Arm und winkte mir zu. »Bitte, John, komm zu mir, wir betreten jetzt die Kapelle.«

Mit etwas weichen Knien und einem leicht drückenden Gefühl in der Magengegend schritt ich auf sie zu.

»Du brauchst dich nicht zu fürchten, Geliebter«, sprach sie flüsternd, »alles wird gut werden.«

»Hoffentlich…«

Ich hatte diese Antwort gegeben und war mit meinen Gedanken ganz woanders. Mir kam es schlimm vor, dieses Abenteuer zu erleben. Es war einfach anders als sonst. Es gab keine schweren Kämpfe, keine harten Auseinandersetzungen mit Dämonen, dennoch war es unheimlicher als vieles, was ich vorher erlebt hatte.

Ich steckte in einer Gefahr, die ich nicht fassen konnte. Das Gefühl, belauert zu werden und im Banne eines anderen zu stehen, verstärkte sich immer mehr.

Dazu kam der seichte, geisterhafte Horror, ein Gefühl des Gruselns und diese drückende Spannung vor dem Kommenden.

Als ich mit Margaretha auf einer Höhe stand, drückte sie plötzlich ihren Oberkörper vor und preßte sich an mich. Dabei hob sie die

Arme, legte sie für einen Moment auf meine Schultern, bewegte sie und führte die Hände hinter meinem Kopf wieder zusammen, so daß sie einen Klammergriff bildeten.

Ich konnte sie selbst durch den dicken Stoff meiner Kleidung spüren. Die Rundungen ihres weichen Körpers, die jungen Brüste, und sie bewegte auch die Hüften.

Aber sie war kalt wie Eis.

Und das erinnerte mich wieder an eine Tote. Ich tat auch nichts, blieb steif stehen, hielt den Mund geschlossen und atmete nur mehr durch die Nase.

Margaretha mußte doch merken, daß ich nicht so auf sie abfuhr, wie sie es gern gehabt hätte, das störte sie nicht. Sie war so mit ihrer Trauung beschäftigt, daß sie alles andere vergessen hatte oder sich einfach nicht dafür interessierte.

Auch den Kopf beugte sie vor, reckte sich dabei und stellte sich auf die Zehenspitzen. Ich wußte, was kam und drückte den Rücken durch. Mit der Schulter berührte ich die Türkante, aber ihre Lippen trafen dennoch meinen Hals.

Es war, als hätte mich ein Toter berührt. Unter diesem leichten Druck erschauderte ich, verkrampfte auch innerlich und hörte ihr leises Sprechen.

»Du willst nicht, mein Geliebter, du willst nicht. Aber das ändert sich, wenn wir Mann und Frau sind…«

Ich mußte irgend etwas sagen und flüsterte: »Ja, so lange möchte ich gern noch warten.«

Mit dieser Erwiderung hatte ich ins Schwarze getroffen. Ihre Hände lösten sich von meinem Hals, glitten noch einmal über die Schultern hinweg, dann drehte sich die Totenbraut nach rechts, ging zwei Schritte, blieb stehen und deutete mit dem ausgestreckten Arm in den vor uns liegenden Raum.

»Hier wird der Ort sein, an dem wir Mann und Frau werden. Erst dann kannst du ihn wieder verlassen.«

Die Geste war eindeutig. Sie wollte, daß ich die Kapelle betrat, die als Anbau neben dem Château lag.

Sie war nicht sehr groß - und auch halb verfallen. An beiden Seiten sah ich zahlreiche Fenster. Als graue Öffnungen zeichneten sie sich im Mauerwerk ab. Die meisten besaßen kein Glas mehr. Der Wind wehte hindurch, so daß in dem düsteren Raum auch Durchzug herrschte, der mit den Dingen spielte, die überall herumlagen.

Papier, leere Dosen, alte Kartons, teilweise zerrissen, schaufelte der Durchzug vor sich her oder drehte die Dinge im Kreis. Vielleicht hatte die Kapelle Obdachlosen als Unterschlupf gedient. Auch Jugendliche kamen sehr oft an einsame Orte, um irgendwelche Feten zu feiern, in die keine Eltern platzen konnten.

Mein Blick glitt zur Decke hoch. Das alte Holzgebälk existierte nur mehr in Fragmenten.

Irgendwann waren einmal Balken abgebrochen und zwischen die Sitzbänke gefallen. Sie lagen wie große, dunkle Stummel auf den Bänken und hatten diese an einigen Stellen eingeschlagen.

Wer in die Kapelle hineinwollte, mußte durch tiefen Staub schreiten, der, falls er nicht verweht worden war, zahlreiche Fußabdrücke aufwies. Automatisch zählte ich die Bankreihen durch. Auf jeder Seite standen sechs. In der Mitte befand sich der Gang, wo meine Totenbraut wartete, mir zuwinkte und mit flüsternder Stimme verlangte, die Tür zu schließen.

Ich zog sie zu.

»Und jetzt komm zu mir«, sagte sie.

»Wo sollen wir uns trauen?«

»Vorn, da hat der Altar gestanden. Die alte Platte ist noch vorhanden. Ich kann mich daran erinnern, daß ich als Kind oft in die Kapelle gekommen bin, mich vor den Altar gekniet und gebetet habe. Es war wunderbar. Damals kam ich auch zu dem Entschluß, in ein Kloster zu gehen, aber ich lernte noch vor dem Eintritt Hector de Valois kennen und auch lieben.«

Margaretha redete viel. Wahrscheinlich war sie froh darüber, etwas loswerden zu können. Sie wartete auf mich im Gang zwischen den letzten beiden Bänken.

Wieder streckte sie mir ihre Hand entgegen. »Wir werden die Kapelle wieder so herrichten, wie sie früher war. Das sind wir ihr einfach schuldig. Ich freue mich darauf, ich habe genug warten müssen, nichts kann uns jetzt noch aufhalten.«

Abermals faßte sie mich an und zog mich weiter. Nach zwei Schritten schon hakte sie sich bei mir ein, und so schritten wir wie ein normales Brautpaar zum Altar.

Die Situation kam mir immer unwirklicher vor. Zudem hatte ich noch nicht herausfinden können, wie ich dieser Trauung entgehen sollte. Der seelische Druck, hervorgerufen durch Sukos Gefangenschaft, lähmte meine Gedanken.

Unsere Sohlen wirbelten Staub hoch, wenn sie über den Boden schleiften. Der Wind tat sein übriges. Manchmal wehte er kalt in den Nacken, wenn wir direkt in den Durchzug hineingingen.

»Freust du dich?« fragte Margaretha plötzlich.

»Ich weiß nicht so recht.«

Sie preßte sich gegen meine Seite. »Ja, ich kann dich gut verstehen, Geliebter. Das alles hat dich ein wenig überrascht, aber du wirst dich an ein Leben mit mir gewöhnen, glaub es mir. Hector ist nicht ohne Grund in dir wiedergeboren worden. Auch damit ich endlich mein Glück und meine Zufriedenheit finde.«

Mir kam eine andere Frage in den Sinn. »Wie lange willst du noch leben, Margaretha?«
»Oh, sehr lange. Vielleicht ewig.«
»Dann überlebst du mich.«
»Ja, das sehe ich so. Und wenn du gestorben bist, gehört mir das Kreuz. So beende ich die lange Kette, von der mir Hector berichtet hat.«
»Was sagte er dir?«
»Er sprach über Hesekiel ebenso wie über Salomo und Richard Löwenherz. Er kannte sich aus, er wußte von den Reisen, die sein Kreuz hinter sich hatte. Er war ein besonderer Mensch, der in die Tiefe der Dinge hineinblickte. Er wußte mehr als die meisten.«
Ich blieb stehen, und auch Margaretha verhielt ihren Schritt. »Was wußte er denn?«
»Er hat mir nicht alles sagen können…«
»Sprach er mit dir auch über Aibon oder den Dunklen Gral?«
Ihre roten Augen wurden groß. »Ja, beides erwähnte er und meinte, es wäre sehr wichtig.«
»Hat er dir mehr darüber gesagt?« Jetzt fieberte ich einer Antwort entgegen, denn das Geheimnis des Dunklen Grals wollte ich unter allen Umständen auflösen.
»Dazu kam es nicht mehr. Er mußte verreisen, aber er versprach mir, mich nach der Hochzeit über diese Dinge aufzuklären.« Sie lachte elfenhaft leise. »Doch das ist vorbei, außerdem habe ich dich. Du wirst mir mehr darüber sagen können.«
Ich schüttelte den Kopf. »Leider nein, meine Liebe, so gern ich es getan hätte. Mir ist es bisher leider nicht gelungen, in all diese Geheimnisse einzudringen.«
»Hast du es versucht?«
»Ja, aber es war zu schwierig. Vielleicht bin ich auch noch nicht reif genug, weil ich zu wenig weiß.«
»Auch das hätte er sagen können, und er sprach auch von dem Seher, der ähnliche Dinge sagte.«
Ich faßte sie an der Schulter an und spürte die kalte Haut. »Wußte Hector de Valois, wer sich hinter dem Seher befand. War es eine, oder waren es mehrere Personen?«
»Hector wußte Bescheid.«
»Rede bitte.«
Sie wollte nicht. »Hector sagte mir, daß dies Dinge wären, die ich nicht begreifen würde. Deshalb hat er auch mit mir darüber nicht gesprochen. Sie hätten mich zu sehr erschüttert. Vielleicht sogar in meinem Glauben, ich weiß es nicht.«
Es war manchmal zum Heulen. Wieder hatte ich dicht vor dem Ziel gestanden und war zu keinem Ergebnis gekommen. Was der Dunkle

Gral bewirkte und welche Verbindung es zwischen ihm und Aibon gab, blieb weiterhin im Dunkel der Geschichte und auch der Spekulationen.

Margaretha faßte mich wieder an. »Wir müssen endlich weitergehen und den Altar erreichen. Komm bitte.«

Mir blieb nichts anderes übrig, als mit ihr zu gehen. Trotz der Düsternis gelang es mir, den Altar zu erkennen. Von den Bankreihen und ungefähr in der Mitte gab es tatsächlich einen Altar. Er war sehr schmucklos. Kein Blumenstrauß zierte ihn, kein Bild, auch kein Gefäß. Nur die blanke, staubbedeckte Platte, vor der wir beide stehenblieben und sich Margaretha sogar noch verneigte.

»Das tat ich als Kind auch immer«, erklärte sie und löste sich gleichzeitig von mir.

»Wo willst du hin?« fragte ich.

Margaretha, schon im Düstern fast verschwunden, blieb stehen. Als sie sich drehte, sah sie wirklich aus wie ein Gespenst. So geisterhaft bleich schimmerte ihr Körper durch den dünnen Stoff des Kleides.

»Ich möchte etwas holen, Geliebter. Bleib du nur stehen und warte ab. Ich bin rasch wieder zurück.«

Sie entfernte sich. Ich lauschte dem Klang ihrer Schritte nach, die bald nicht mehr zu hören waren.

Was hatte sie vor? Jetzt hätte ich verschwinden können, aber ich dachte an Suko und wollte ihn nicht unnötig in Gefahr bringen. Zudem stellte ich mir die Frage, was ich mit meiner Totenbraut anstellen sollte. Ich mußte sie irgendwie loswerden, nur über den Weg war ich mir nicht im klaren.

Hätte ein normaler Dämon vor mir gestanden, ein Vampir, Zombie oder Werwolf, wäre die Sache klar gewesen.

Aber so…

Außerdem hätte ich sie wohl kaum aus der Welt schaffen können, auch wenn sich Suko nicht in ihrer Gewalt befunden hätte. Ich sah sie in diesem Fall nicht als Feindin an, zwar auch nicht als Verbündete, möglicherweise als informatives Neutrum.

Es war in der Kapelle nicht still. Geräusche hörte ich immer. Und wenn es nur das hastige Trippeln kleiner Füße war, die über den staubbedeckten Boden huschten.

Wahrscheinlich waren es Ratten.

Ich suchte nach ihnen, drehte mich dabei, aber sie zeigten sich nicht und blieben verschwunden.

Unter den Bänken war genügend Platz vorhanden, wo sie sich verstecken konnten.

Ich blieb auch nicht stehen, umrundete den Altar mehrere Male, holte auch meine Lampe hervor und ließ den hellen Halogenstrahl durch die Kapelle streichen.

Er stach in die aufgewirbelten Staubwolken hinein, glitt auch über die Trümmer und tastete einmal den davonhuschenden Körper einer graubraunen Ratte ab. Sie verschwand hinter einem Balken.

Über mir sah es gefährlich aus. Die Holzgerippe waren von Spinnweben kunstvoll geknüpften Netzen umgeben. Die Balken sahen so aus, als würden sie jeden Augenblick nach unten fallen.

Ich hörte Margarethas Schritte, löschte die Lampe und ließ sie wieder verschwinden.

Meine Totenbraut kehrte aus der Richtung zurück, in die sie auch gegangen war. Wieder tauchte sie gespensterhaft auf. Ich wechselte meinen Standort und blieb vor dem Altar stehen.

Schon jetzt erkannte ich, daß sie etwas in den Händen hielt. Es waren zwei lange Stäbe. Erst beim Näherkommen identifizierte ich sie als Kerzen.

»Sie brauchen wir für unsere Trauung. So war es früher, so ist es heute doch auch noch?«

»Sicher«, antwortete ich und nahm die Kerzen entgegen, die sie mir hinhielt.

»Bitte, stelle sie auf den Altar und zünde sie an! Ich werde dabei gern zuschauen.«

»Wozu?«

»Was fragst du, John? Es ist eine heilige Zeremonie, die wir durchführen. Ein Bund, der ewig dauern wird. Ich heirate nicht nur dich, auch Hector de Valois. Das hat sich Diablita damals nicht träumen lassen. Sie war ebenfalls in Hector verliebt, aber sie hat ihn nicht bekommen, doch ich, ich bekomme ihn.«

Was sollte ich darauf noch erwidern? Ich zündete den Docht der ersten Kerze an der Flamme meines Feuerzeugs an, ließ etwas Wachs ab- und auf die Altarplatte tropfen, damit die Kerze den nötigen Halt bekam, wenn sie stand.

Mit der zweiten verfuhr ich ebenso. Margaretha erklärte mir dabei, wie ich die Kerzen aufzustellen hatte. Sie wollte sie dicht am Rand haben, die Mitte blieb frei, wurde aber vom Schein der beiden Feuerzungen erfaßt, die Kreise auf die staubige Fläche malten.

»Ja, das ist gut so«, sagte sie und lächelte.

Es war ein seliges Lächeln, ein Ausdruck, der auch Erinnerungen zeigte. Möglicherweise an die Zeit, die hinter ihr lag, als sie Hector de Valois kennengelernt hatte.

»Bleib stehen, wo du bist«, bat sie mich, ging um den Altar herum und nahm mir gegenüber Aufstellung. »So können wir uns in die Augen sehen.«

In rote Augen, dachte ich, denn die normalen Pupillen waren bei ihr nicht zu sehen. Auch die Lippen schimmerten in der gleichen Farbe, während das übrige Licht vom Widerschein der sich bewegenden,

daumengroßen Flammen erfaßt wurde und ein sehr schnell änderndes Muster aus rötlichem Licht und Schatten bekam.

»Bist du bereit?« fragte sie.

»Ja.«

Sie streckte den Arm aus und führte ihn in die breite Lücke zwischen den beiden Kerzen. »Faß mich an, nimm meine Hand und halte sie während der ganzen Trauung fest!«

Noch zögerte ich. Allmählich wurde es ernst. Ich schaute auf die Flammen. Sie bewegten sich im Durchzug, verlöschten aber nicht. Noch immer hatte ich für dieses Problem keine Lösung gefunden.

Alles lief darauf hinaus, daß ich zustimmen mußte, um gleichzeitig das Leben meines Freundes Suko zu retten.

Eine fatale Lage, in die ich mich hineinmanövriert hatte. Zwar wurde ich nicht körperlich attackiert, aber diese unheimliche Person vor mir hatte mich tatsächlich hilflos gemacht.

Zwischen uns stand das Schweigen. Die Einsamkeit umgab uns, eine Leere, die durch Margarethas Stimme ausgefüllt wurde. »Willst du mir deine Hand zum Bund nicht reichen?«

»Hast du es dir auch überlegt?«

»Denk an deinen Freund!« Sehr scharf hatte sie die Worte ausgesprochen. »Noch wartete das Ding, aber er hatte keine Chance.«

»Was geschieht nach der Trauung?« fragte ich mit leicht krächzender Stimme.

»Wir werden in unsere Gemächer gehen.«

»Und Suko?«

»Er kann wieder fahren.«

Verdammt noch mal, ich mußte ihr in meiner Situation einfach glauben. Für sie war es ernst, ich aber würde diese ungewöhnliche Trauung nicht akzeptieren.

Aber mitspielen…

»Ja, so ist es recht«, sagte sie mit völlig veränderter und weich klingender Stimme, als sie sah, daß auch ich meinen Arm hob und die Hand über den Altar streckte.

Ich faßte die anderen Finger an.

Noch immer waren sie kalt wie Eis. Kein Leben steckte in ihnen. Der Tod hatte hier die Übermacht.

Margaretha hatte den Kopf etwas angehoben, weil sie in mein Gesicht schauen wollte. »Mein lieber John«, sagte sie leise. »So wie du meine Hand hältst, wird es auch in Zukunft bleiben. Ich werde jetzt auf dein Kreuz schauen und die Worte sprechen, die du wiederholen mußt, um die Trauung gültig zu machen. Aus der Braut soll eine Frau werden. Hörst du jetzt zu?«

»Ja.«

»Dann sage ich die Worte. Ich, Margaretha Dufour, werde dich, John

Sinclair, zu meinem Mann nehmen und dir in guten und in schlechten Zeiten treu zur Seite stehen.«

Während dieser wichtigen Worte spürte ich, daß ihre Hand zitterte. Sie war innerlich erregt, auch ich konnte mich eines unguten Gefühls nicht erwehren.

»So«, sagte sie, »jetzt bist du an der Reihe, John Sinclair. Sprich die gleichen Worte, doch wechsele bitte die Namen aus. Du mußt jetzt für dich reden.«

»Kann ich nichts anders sagen?«

»Nein.«

»Also gut.« Ich nickte. »Ich, John Sinclair…«

»Werde Margaretha Dufour *nicht* heiraten!«

Wir erstarrten. Nicht ich hatte den letzten Satz gesprochen, es war eine andere Stimme gewesen, die sehr laut und deutlich geredet hatte. Kannte ich sie?

Möglich, doch ich kam nicht darauf, wer dagegen sein konnte. Anders Margaretha Dufour. Sie riß ihre Hand plötzlich zurück, ging einen Schritt nach hinten und schrie nur einen Satz.

»Was hast du dagegen, Hector de Valois?«

***

Ja, jetzt wußte ich es wieder. Natürlich, ich hatte die Stimme schon einmal vernommen. Es lag etwas zurück. Wir hatten an der Côte d'Azur ein heißes Abenteuer erlebt und waren dem Totenschiff der Templer begegnet. Da hatte ich Hector de Valois gehört, da hatte er, der Tote, eingegriffen.

Und jetzt wieder!

Ich besaß nur Augen für Margaretha. Sie stand schräg auf dem Fleck, das rechte Bein leicht eingeknickt und zur Seite gestreckt. Dabei hielt sie Arme halb erhoben und erinnerte mich an die Figur der Lucia di Lammermoor, als sie dem Wahnsinn verfallen war und nicht mehr wußte, was sie tat.

Ihr Gesicht hatte sich verzerrt und wirkte gleichzeitig versteinert. Sie bewegte sich auch nicht. Die Lippen standen offen, der Blick ihrer roten Augen war verdreht, sie schaute hoch zur Decke, als würde sich dort die Gestalt des Sprechers abzeichnen.

Das aber war nicht der Fall.

Hector de Valois zeigte sich woanders, und wie damals schimmerte sein Gesicht in der Mitte des Kreuzes, wo die ehemaligen Zeichen von Lilith geraubt worden waren.

Ich sah es nicht, aber ich wußte es. Ich spürte den Druck des, Talismans.

Er hatte sich einfach verändert, und erst allmählich bewegte sich Margaretha auch wieder.

Zuerst ballte sie die Finger ihrer linken Hand zur Faust. Dann ließ sie den Arm nach unten sinken, wobei die Bewegung gleichzeitig ein Startzeichen war.

Sie kam wieder vor.

Mich interessierte nur ihr Gesicht, und sie hatte auch keine Augen für mich, sondern schaute auf das Kreuz vor meiner Brust. Als ich den Kopf senkte, konnte ich zwar Hector de Valois nicht erkennen, aber den silbrigen Schein, der über meine Brust floß.

Das Kreuz war aktiviert worden. Der Geist Hector de Valois' hatte dies geschafft. Er schwebte in einer fernen Sphäre, war übergegangen in eine andere Energieform, aber er war vorhanden, denn nichts auf dieser Welt verging.

»Warum?« flüsterte sie. »Warum sollte ich ihn nicht heiraten? Er ist doch du!«

»Nein, das ist er nicht. Nein, Margaretha Dufour, wir sind verschiedene Menschen, die in verschiedenen Zeitaltern gelebt haben, und du darfst dich da nicht zwischendrängen. Wir haben heiraten wollen, es hatte nicht sein sollen, weil das Schicksal gegen uns war. Deshalb darfst auch du es nicht herausfordern.«

Sie hatte die Worte verstanden, nickte dazu, aber sie war nicht überzeugt worden. »Nein, Hector, so kannst du doch nicht sprechen. Willst du meinem Glück im Wege stehen? Willst du das wirklich?«

»Es ist nicht dein Glück. Eine Tote oder eine Verfluchte kann keinen Menschen heiraten. Sie darf es nicht.«

Margaretha schüttelte den Kopf so wild, daß ihre Haare flogen. »So kannst du nicht sprechen. Nein, so nicht. Ich will ihn heiraten, ich werde ihn heiraten.«

»Das verhindere ich!« drang es aus meinem Kreuz hervor.

»Wie denn?« schrie sie.

»Indem ich dich töte!«

Suko sah nur das Maul!

Riesig, gewaltig, eine unheimliche Öffnung, aus dem ein Atem drang, der durchaus der Brodem der Hölle hätte sein können. Und er sah die Zähne, so groß, daß sie schon die Länge von Schwertern besaßen, die man aufgerichtet hatte.

Und diese Reißer wollten ihn zermalmen!

Dabei hielten ihn die Pranken fest. Suko hätte schon die Kräfte eines Herkules haben müssen, um sich aus diesen Griffen zu lösen. Seine Hüften wurden zusammengepreßt, er mißachtete die Schmerzen, das Maul war wichtiger.

Suko schwebte nicht mehr über dem Boden, das Monstrum hatte ihn so weit zurückgezogen, daß sich unter ihm der Schilfgürtel befand. Die Enden sahen aus wie abgeschnittene Speere.

Warum biß es nicht zu?

Suko wunderte sich darüber, denn lange Sekunden waren bereits vergangen, und das Monstrum hatte sich nicht gerührt. Es war fixiert auf Menschen, das Grauen leuchtete in seinen Augen, gepaart mit einem Vernichtungswillen, aber es hielt ein.

Suko tat ebenfalls nichts. Er konnte seine Arme noch bewegen, und er hielt in der rechten Hand die Peitsche.

War es möglich, sie einzusetzen? Würde sie die Kraft haben, das Monstrum zu zerstören?

Noch immer biß es nicht zu, und Suko riskierte es, den rechten Arm zu heben.

Wenn er die Hand etwas bewegte, war es durchaus möglich, daß die drei mit starker Magie aufgeladenen Riemen die Bestie so erwischten, daß sie geschwächt wurde.

Da löste sich der Griff.

Im ersten Moment blieb Sukos Herz fast stehen. Er hatte Angst, und die war berechtigt, denn er fiel in das Uferschilf hinein. Zum Glück trug er dicke Kleidung, dennoch hatte er an einigen Stellen des Körpers das Gefühl, dort aufgespießt zu werden. Es tat weh, obwohl viele Rohre durch das Gewicht knickten. Suko rutschte ab und fiel auf den schlammigen, nassen Boden, über den auch die Wellen leckten.

Er lebte, leider auch das Monstrum!

Suko wühlte sich durch den Schlamm. Um aufzustehen, war nicht genügend Platz vorhanden, so drückte er durch die Kraft seines Körpers die Schilfrohre zur Seite, aber der Monster-Koloß über ihm ließ dem Chinesen keine Chance.

Er kam näher und zerbrach alles, was sich ihm störend in den Weg stellte.

Da knackten die Schilfrohre zusammen. Suko hörte das Splittern. Wasser spritzte gegen sein Gesicht, er hörte die schweren Tritte, wälzte sich kriechend auf die Seite, hob den Kopf dabei an, wobei Dreck und Wasser über seine Haut rannen, und er sah den Schatten ziemlich dicht über sich schweben.

Das war ein Fuß!

Fast so groß wie ein Schrank breit. Unförmig, klumpenhaft, ohne Zehen; aber höllisch gefährlich.

Wenn er sich senkte und Suko nicht schnell genug wegkam, konnte ihn dieser Fuß in den weichen Boden stampfen.

Es gab noch eine Chance, und die ergriff der Inspektor. Er holte seinen Stab hervor, mit dem er die Zeit anhalten konnte, und schrie das eine, wichtige Wort.

»Topar!«

***

Das Monstrum erstarrte!

Es konnte nicht mehr zutreten, denn für fünf Sekunden war es zur Bewegungsunfähigkeit verdammt, und diese kostbare Zeit mußte Suko ausnutzen.

Er schnellte hoch, wollte wegrennen, aber er befand sich noch immer innerhalb dieses verdammten Schilfgürtels, der zudem sehr breit und sperrig war, so daß es seine Zeit dauern würde, bis Suko ihn durchquert hatte.

Länger als fünf Sekunden!

Suko nahm es trotzdem in Angriff. Er kam sich selbst bald wie ein Monstrum vor, als er sich den Weg buchstäblich freischaufelte, die Schilfrohre brach, sie wegtrat, durch das Wasser und den Schlamm hetzte und dabei nicht auf die Uhr schaute. Er ging nach seinem Gefühl, drehte sich noch im Schilfgürtel stehend um und sah die heftige Bewegung des Monsters.

Ein Schütteln lief durch die mächtige Gestalt, als hätte es mehrere Stromstöße hintereinander bekommen.

Es war wieder frei!

Doch dann geschah etwas, mit dem Suko nicht gerechnet hätte. Urplötzlich war das Feuer da. Es schlug aus dem Maul und den riesigen Nasenlöchern und flammte an der Gestalt hoch, weil es sie zerstören wollte.

Eine Wolke aus Flammen hüllte die Figur ein. Rauch und Qualm entstanden, vernebelten die Sicht, so daß der Inspektor von seinem mächtigen Gegner kaum etwas erkennen konnte. Nur einen monströsen, zuckenden Schatten.

Während Suko zurückging, starb die Bestie. Sie gab keinen Laut von sich, aber sie brach auseinander, und die großen mächtigen Stücke klatschten in den See und zwischen die Schilfrohre.

Suko sah zu, wie das Untier verging. Er konnte aufatmen. Nur wußte er keine Erklärung, weshalb dieser Koloß so plötzlich gestorben war.

Noch bis zu den Knöcheln in Schlamm und Wasser stehend, drehte sich Suko um und schaute in die Richtung, wo auch das Schloß der Familie Dufour lag.

Dort oben befand sich John. In welch einer Lage er auch immer stecken mochte, möglicherweise hatte sein Einsatz mit der Vernichtung des Monsters indirekt zu tun.

Das wollte Suko genauer wissen. Er rannte mit Riesenschritten zurück zum Wagen…

***

Margaretha Dufour konnte es nicht fassen. Sie stand da und hatte ihre Arme ausgebreitet. »Du willst mich töten?« fragte sie mit schriller Stimme. »Du?«

»Ja, ich muß dich vernichten, wenn du nicht zurücktrittst.«

Sie sagte zunächst nichts. Ließ nur ihre Arme sinken und begann mit einer Wanderung. Dabei schaute sie gegen die Decke. Hinter dem Altar zog sie ihre Kreise. Dabei bewegten sich ihre Lippen.

Sie flüsterte Worte, die keiner von uns verstand, wahrscheinlich sie selbst nicht einmal. Dann blieb sie stehen, starrte das Kreuz vor meiner Brust an und schüttelte den Kopf, während ihre Lippen zuckten, so daß es aussah, als würde sie gleich anfangen zu weinen.

»Nein, das geht nicht. Du kannst mich doch nicht töten. Du willst mich auch nicht töten, wir haben uns geliebt, wir wollten Mann und Frau werden.«

»Es ist aber nicht dazu gekommen!« erklärte Hector de Valois. Das Schicksal hat uns in der Gestalt der Diablita einen Streich gespielt. Hast du verstanden? Wir müssen das Schicksal hinnehmen.

»Noch einmal. Heirate ihn nicht!«

»Ich werde ihn zum Mann nehmen!« brüllte sie laut. Es hallte durch die Kirche, und Margaretha hatte die Hände zu Fäusten geballt, um ihren Entschluß auch äußerlich zu dokumentieren.

»Dann mußt du sterben!« vernahm ich die Antwort aus dem Kreuz.

Ich griff nicht ein. Aus dieser Auseinandersetzung mußte ich mich heraushalten. Sie wurde von zwei Personen geführt, die eigentlich in die Vergangenheit gehört hätten, aber sich jetzt, in der Gegenwart, gegenüberstanden.

Erklärbar war dies kaum. Man mußte es eben hinnehmen und das Beste daraus machen.

Margaretha lachte, schrie und schluchzte gleichzeitig. »Du willst mich töten? Du, der du mir deine Liebe geschworen hast, willst mich umbringen? Das kann ich nicht verstehen, das…«

»Du bringst nur Unglück, Margaretha. Es ist nicht möglich, daß du eine Ehe mit einem Menschen eingehst. Wir beide sind vom Schicksal Gezeichnete. Wenn ich dich töte, ist dies auch ein Beweis meiner Liebe zu dir, da ich dir somit den ewigen Frieden gebe!«

»Neiinnn…!«

Selten hatte ich eine Person so grell und wütend schreien hören. Sie hatte ihre gesamte Gefühlswelt in diesen einen Schrei hineingelegt, aber Hector de Valois ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Er tat, was er tun mußte.

»Ich war gezwungen, meinen Halbbruder zu töten. Bei dir kann ich auch keine Ausnahme treffen!«

Ich hatte plötzlich das Gefühl zu verbrennen. Flammte das Kreuz auf, schmolz es, während es vor meiner Brust hing, oder gingen von ihm nur die vernichtenden Ströme aus?

Es waren die für mich nicht sichtbaren Wellen, die Margaretha trafen.

Weder Feuer noch Licht, aber auch die unsichtbare Kraft reichte aus,

um es zu beenden.

Sie wurde zurückgeschleudert, fiel mit dem Rücken gegen die Wand und stieg entgegen der Erdanziehungskraft, an ihr in die Höhe. Es war ein unheimliches Bild, eine gespenstische, stille Szene, denn ich hörte sie auch nicht schreien.

Wie der Geist Hector de Valois' dies vollbracht hatte, war mir unklar. Höchstwahrscheinlich kannte er mein Kreuz besser als ich. Ich war zur Regungslosigkeit verdammt, stand nur auf dem Fleck und schaute zu, was weiter ablief.

Meine Totenbraut näherte sich der Decke und damit auch den Balkenfragmenten, die dort noch hingen. Sie hatte die Arme ausgestreckt, die Hände schabten über das rauhe Holz, dann verschwand sie in der Finsternis, denn das Licht der beiden Kerzen reichte nicht bis in diese Höhe.

Ich sah nur mehr eine schattenhafte Bewegung, hörte etwas brechen und knacken, zuckte zusammen und starrte nach vorn, als der Körper wieder zu Boden fiel, dicht hinter dem Altar liegenblieb und sich noch einmal aufrichtete.

Ich sah sie vor mir.

Verletzt, gezeichnet, mit eingerissener Gesichtshaut, und ich sah etwas aus ihr herausgleiten, das ebenfalls eine weibliche Form besaß. Geisterhaft und plasmaartig.

Aus seiner unmittelbaren Nähe strömte mir ein geflüsterter Hauch entgegen.

»Schade, Sinclair, fast hätte ich dich gehabt…«

Gleichzeitig brach Margaretha Dufour zusammen und verfaulte vor meinen Augen.

Ich aber dachte über die Stimme nach. Ja, auch sie kannte ich. Sie hatte Diablita gehört.

Mir lief ein Schauer über den Rücken, der auch blieb, weil sich Hector de Valois wieder meldete.

»Ich mußte eingreifen, denn das Spiel war gefährlich. Sie hat trotz aller Beteuerungen unter Diablitas Einfluß gestanden. Sie war eine Gezeichnete, ihre Liebe reichte nicht aus, um dem Bösen zu entfliehen. So hätte sich Diablita dann an dir rächen können, denn ihre Kraft steckte auch noch in dem Monstrum, mit dem sich Margaretha verbunden fühlte…«

Ich wollte etwas sagen, Fragen stellen, mich auch bedanken, und traute mich, das Kreuz an der Kette über den Kopf zu streifen.

Ich sah Hectors Gesicht nicht mehr. Er hatte sich wieder in seine Sphären zurückgezogen.

»Danke«, flüsterte ich dennoch, bevor ich ging und die unheimliche Schloßkapelle verließ…

***

Es war niemand da, der mich noch aufhalten konnte. Ich wollte auch nicht mehr länger im Schloß bleiben, ging nach draußen und atmete die kühle Nachtluft ein.

Ein Fall lag hinter mir, wie ich ihn noch nie erlebt hatte. Anders, unheimlich, etwas zum Nachdenken und zum Philosophieren. Wieder hatte sich mein Weg mit denen der Gestalten aus dem Geisterreich gekreuzt, und wieder hatte ich auch von der anderen Seite Hilfe bekommen.

Hilfe brauchte auch Suko.

Der Wagen war verschwunden, doch es dauerte nicht lange, da sah ich die beiden Lichtpunkte den Weg hinauftanzen. Wenig später stoppte der Renault vor dem Schloß, ein erleichterter Suko stieg aus, lief kopfschüttelnd auf mich zu und sagte: »Ich habe vielleicht etwas hinter mir.«

»Du auch?«

»Und deine Braut?«

»Gibt es nicht mehr.«

Suko schaute mich an. »Ich glaube, John, wir haben uns einiges zu erzählen.«

Das hatten wir in der Tat, und wir fanden heraus, daß Suko gerettet worden war, weil auch Margaretha verging und die Verbindung zwischen ihr und der Bestie nicht mehr hatte bestehen können.

Ich hockte auf dem Beifahrersitz, hatte die Tür geöffnet, rauchte eine Zigarette und schaute in die Dunkelheit. Suko, der es eilig hatte, fragte plötzlich: »Bist du eigentlich noch gern Geisterjäger oder in deinem Job tätig, auch wenn dir diese Dinge passieren, wie mit der Totenbraut?«

Ich überlegte einen Moment. »Ja, ich mache weiter, denn irgendwie ist es auch spannend - oder.«

»Da hast du recht.«

»Okay.« Ich schwang die Beine in den Wagen. »Fahr ab. Vielleicht bekommen wir irgendwo noch etwas zu essen. Ich würde alles nehmen, nur kein Hochzeitsmahl…«

ENDE